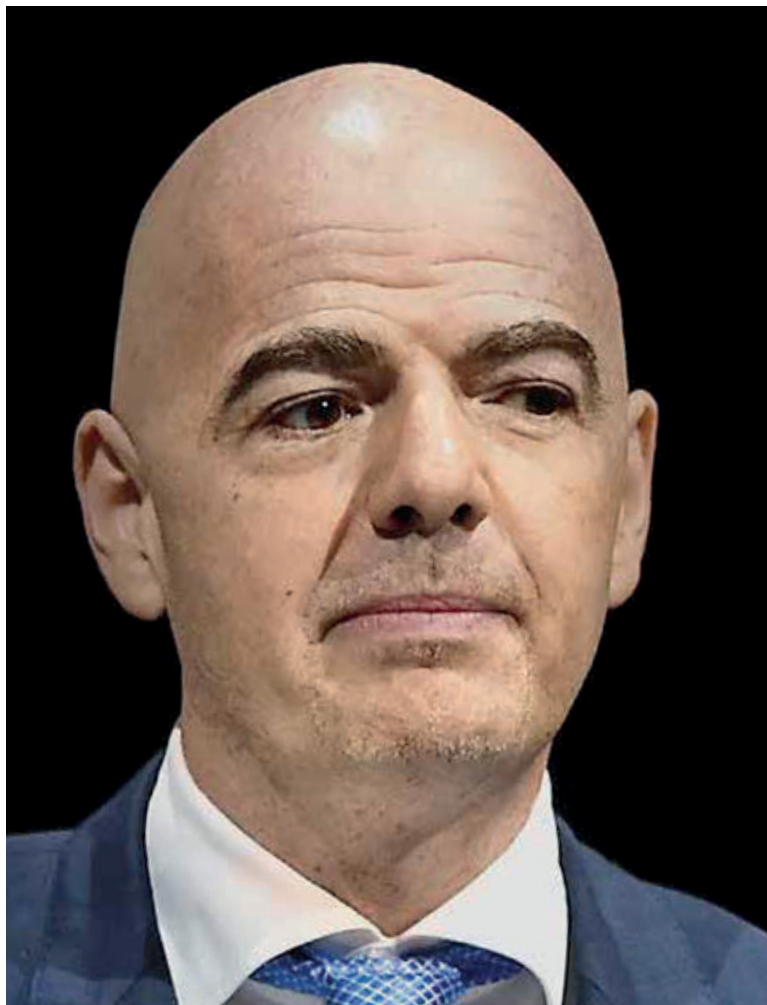
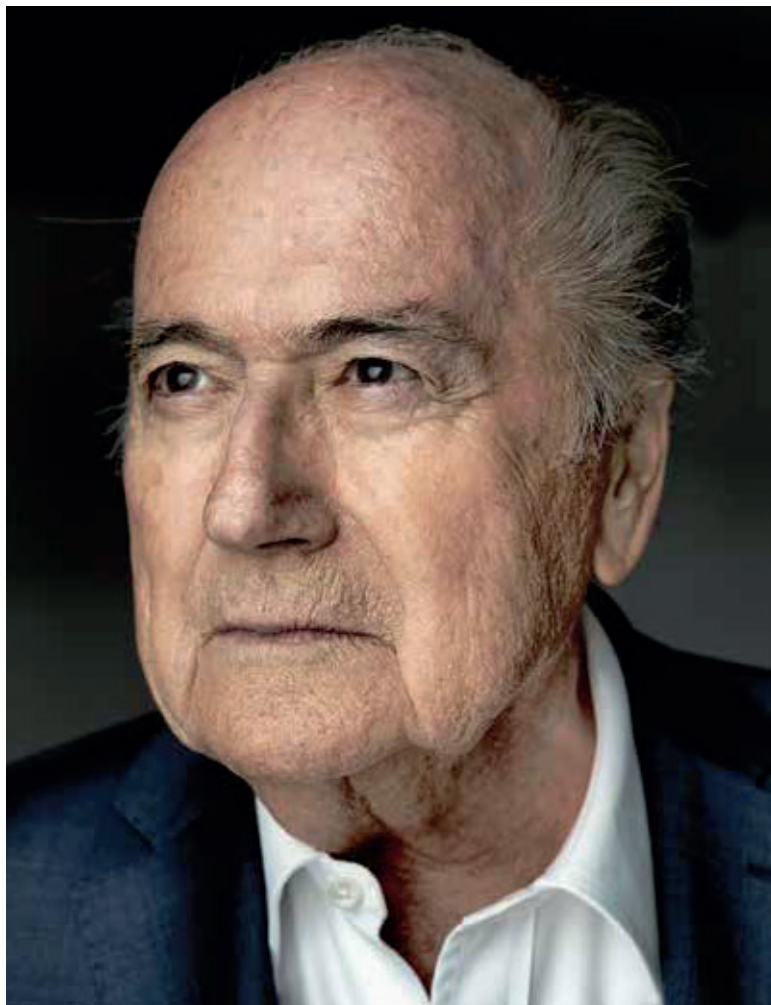


DIE WELTWOCHEN



Abrechnung am Sonnenberg

Der suspendierte Fifa-Präsident Blatter klagt gegen seinen Nachfolger Infantino. Es geht um Ehre und Millionen. *Von Philipp Gut*

Scheunentor Schengen

So einfach kommen zwielichtige Gestalten nach Europa. *Von Florian Schwab*

Klassik-Sommer 2019
Mit Yuja Wang,
Christian Joffe-Jenny,
Teodor Currentzis
u. a. m.



4 194407 006904 19



B
BREITLING
1884

#SQUADONAMISSION

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH

AVIATOR 8 B01 CHRONOGRAPH CURTISS WARHAWK
MANUFACTURE CALIBER B01
CHRONOMETER-CERTIFIED



Schauer über Flawil: FDP-Chefin Gössi.

Manchmal geht es schneller, als man denkt. Letzte Woche hatten wir die Vermutung geäussert, die Auseinandersetzung zwischen Fifa-Präsident Gianni Infantino und seinem suspendierten Vorgänger Joseph Blatter könnte demnächst eskalieren. Jetzt wird diese Eskalation Tatsache. Es kommt zur grossen Abrechnung auf dem Zürcher Sonnenberg, dem Sitz des Weltfussballverbands. Wie Recherchen von Philipp Gut zeigen, will Blatter gegen Infantino und die Fifa juristisch vorgehen. Dabei geht es um Ehre und Millionen. Die Fifa habe ihm mit einer «lügenhaften Darstellung» betreffend einen angeblichen Millionenbonus, der aber nie bezahlt worden sei, einen «moralischen Schaden» zugefügt und seinen Ruf geschädigt, so Blatter. Da die Fifa auch auf andere «offene Punkte» nicht eingetreten ist, soll es nun zum Showdown vor Gericht kommen. Anhand von Briefen und internen Dokumenten wird deutlich, dass der juristische Streit auch ein menschliches Drama ist. **Seite 28**

Der grüne Anstrich, den Petra Gössi dem Freisinn im Hinblick auf die Parlamentswahlen im Herbst verpassen will, ist an sich nichts Neues. Wie Alex Baur in einem historischen Rückblick aufzeigt, ist der Umweltschutz in der Schweiz ein urbürgerliches Anliegen, dessen Wurzeln tief ins 19. Jahrhundert reichen. Im internationalen Vergleich steht die Schweiz in ökologischer Hinsicht vorbildlich da. Weltmeister sind wir indes auch im Kleinreden unserer Errungenschaften. Die Linke kaperte das Thema erst in den 1980er Jahren mit dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus. Die Postulate wurden dadurch radikaler und ideologischer, was der Natur leider nicht immer zum Vorteil gereichte. **Seite 20**

Nun will die FDP die Deutungshoheit in der Umweltpolitik zurückerobern. Parteipräsidentin Gössi initiierte eine Mitgliederbefragung, die allerdings ein unklares Bild ergab. Sogar die NZZ kritisierte: «Exponenten widersprechen sich, relativieren, interpretieren

unterschiedlich. Schlimmeres kann in einem Wahljahr kaum passieren.» Erik Ebnetter hat die Delegiertenversammlung der FDP in Flawil besucht, wo Gössi den Slogan für den Wahlkampf präsentierte. Zeitgleich ging ein heftiger Schauer über Flawil nieder. So wetterföhllich, wie der Freisinn geworden ist, lässt sich das eigentlich nur als schlechtes Omen deuten. **Seite 32**

Die Schweiz ist das Land der Musikfestivals. Dies gilt besonders für die Klassik-Sparte: Allein im Sommer buhlen über vierzig Festivals und Freiluftveranstaltungen in unserem Land um Besucher. Wie jedes Jahr verschafft die *Weltwoche* in einer Beilage einen Überblick über die Festivalsaison. Was sind die Höhepunkte? Was die Geheimtipps? Zudem erklärt der neue Gemeindepräsident von St. Moritz, Opernsänger Christian Jott Jenny, weshalb Klassik und Alpentourismus ideal zusammenpassen. **Seite 48–57**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*),
Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana,
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,
Roman Zeller (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Thomas Renggeli, Chris von Rohr,
Peter Ruch, Peter Rüedi,
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),
Tamara Wernli, Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Burma – Land der «Goldenen Pagoden» auf dem Irrawaddy



Mandalay–Bagan–Nyaung Don (–Rangun)

mit Boutique-Schiff RV Thurgau Exotic 3****

- 1. Tag Zürich–Bangkok** Individuelle Anreise zum Flughafen. Flug via Bangkok nach Mandalay.
- 2. Tag Bangkok–Mandalay** Transfer und Einschiffung. Freie Zeit. Begrüssungscocktail am Abend.
- 3. Tag Mandalay–Mingun** Stadtrundfahrt Mandalay mit Mahamuni-Pagode. «Leinen los!». Schifffahrt. Besuch Mingun Tempel. Abends Tanzaufführung.
- 4. Tag Sagaing–Amarapura** Busausflug zu den Sagaing-Hügeln. Nachmittags Busausflug nach Amarapura. Sonnenuntergang an der U Bein Brücke.
- 5. Tag Yandabo** Schifffahrt und Präsentation. Nachmittags Rundgang durch das Töpferdorf Yandabo.
- 6. Tag Dorf am Flussufer–Bagan** Morgenspaziergang durch ein Dorf am Flussufer. Rundfahrt mit Pferdewagen durch Bagan. Traditionelles Puppentheater an Bord.
- 7. Tag Bagan–Sale** Weitere Besichtigungen in Bagan. Am Nachmittag Spaziergang durch Sale. (Ballonfahrt bei Sonnenaufgang auf Anfrage gegen Gebühr, Oktober–März).
- 8. Tag Magwe** Schifffahrt und Vortrag über Land, Leben und Leute. Nachmittags Busausflug in die Umgebung von Magwe. Besichtigung der Myat Thalon Pagode.
- 9. Tag Minhla–Thayet Myo** Besichtigung der ehemaligen Festung von Minhla. Schifffahrt und Präsentation. Spaziergang zum Markt in Thayet Myo.
- 10. Tag Pyay–Shwe Daung–A Kauk Taung** Busausflug nach Shwe Daung mit Besuch der Pagode mit der einzigen Buddhastatue, die eine Brille trägt. Rundfahrt durch die Handelsstadt Pyay (Prome). Schifffahrt, Erholung an Bord. Passage der berühmten Klippen von A Kauk Taung.
- 11. Tag Irrawaddy Delta** Schifffahrt mit Vorlesung. Spaziergang durch ein Dorf am Irrawaddy.



U Bein Brücke, Amarapura

- 12. Tag Nyaung Don–Rangun** Ausschiffung, Bustransfer nach Rangun und Mittagessen in lokalem Restaurant. Transfer zum Hotel. Busausflug zur bekannten Shwedagon Pagode. Abendessen in einem lokalen Restaurant.
- 13. Tag Rangun–Bangkok** Stadtrundfahrt mit Besichtigung des Scott-Marktes. Mittagessen in einem lokalen Restaurant. Nachmittags Stadtrundfahrt und Halt beim königlichen See mit wunderschönen Parkanlagen. Transfer zum Flughafen und Flug nach Bangkok.
- 14. Tag Bangkok–Zürich** Kurz nach Mitternacht Abflug. Am Morgen Ankunft und ind. Heimreise.

(Rangun–) Nyaung Don–Bagan–Mandalay
Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge.

RV Thurgau Exotic 3****

Im Kolonialstil aus Hartholz gebautes Schiff mit Platz für 32 Gäste. Elegant eingerichtet überzeugt es durch familiäre Atmosphäre. Alle Suiten und Kabinen mit Dusche/WC, Föhn, Safe, und Klimaanlage. Die Suiten erstrecken sich über die gesamte Schiffsbreite, auf dem Oberdeck mit Privatbalkon. Im Restaurant finden alle Gäste gleichzeitig Platz. Salonbar auf dem Sonnendeck. **Nichtraucher-schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Verlängerungsmöglichkeiten

3 Tage Inle See ab Fr. 890.– pro Person*

8 Tage Ngapali Beach ab Fr. 1290.– pro Person*

8 Tage Inle See/Ngapali Beach ab Fr. 1690.– p.P.*

* Weitere Leistungen und Details im Internet



Tempel und Pagoden, Bagan



RV Thurgau Exotic 3****



Suite Oberdeck (ca. 24 m²) mit Privatbalkon



Sonnendeck

14 Tage ab Fr. 4190.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. VP)

Reisedaten 2019/20 Es het solangs het Rabatt

Mandalay–Nyaung Don (–Rangun)

27.10.–09.11.19	500 ⁽⁷⁾	10.01.–23.01.20	300
16.11.–29.11.19	300	30.01.–12.02.20	300
21.12.–03.01.20	300		

(Rangun–) Nyaung Don–Mandalay

05.11.–18.11.19	500 ⁽⁶⁾	19.01.–01.02.20	300
25.11.–08.12.19	300	08.02.–21.02.20	500
30.12.–12.01.20	300		

⁽⁶⁾ Nur noch wenige Kabinen verfügbar

⁽⁷⁾ Fotopaket buchbar für Fr. 290.–

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Übernachtung im 4-Sterne-Hotel in Rangun
- Vollpension während der gesamten Reise
- Flüge ab/bis Zürich mit Thai Airways in Economy (G-Klasse), inkl. Flughafentaxen, höhere Klasse gegen Zuschlag
- Alle Ausflüge gemäss Programm
- Alle Transfers und Hafengebühren
- Lokale Deutsch sprechende Bordreiseleitung



Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Flughafen

Zürich, Versicherungen, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung \$ 8 p. P./Tag), Visumgebühr Burma Fr. 80.–, Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Rechnung (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Standard Hauptdeck	4690
Suite Hauptdeck	4990
Suite Oberdeck Mitte, Privatbalkon	5390
Suite Oberdeck vorne, Privatbalkon	5590
Front-Suite Oberdeck (ca. 30 m²), Privatbalkon	5990
Zuschlag Alleinbenutzung 2-Bettkabine	190
Zuschlag Alleinbenutzung Suite Hauptdeck	990
Zuschlag Business Class	auf Anfrage
Jahresversicherung Allianz Einzel	124
Jahresversicherung Allianz Familie	199

Alle Ausflüge gemäss Programm inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Domenico Castaldi
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Verrückte Wissenschaft

ETH-Professor Knutti will den Klimawandel «vermeiden».
Von Roger Köppel

Allen, die es unmöglich, ja gotteslästerlich finden, wenn man prominente Klimatologen kritisiert, sollten sich ein paar gute alte Katastrophenfilme aus den fünfziger und sechziger Jahren anschauen.

Damals war der verrückte Wissenschaftler eine beliebte Figur in ungezählten Satiren und Horrorfilmen. Es gab den Professor, der riesige Giftspinnen züchtet. Ein anderer kreuzte Menschen mit Fliegen. Besonders populär war der grössenwahnsinnige Atombombenphysiker, der nach der Weltherrschaft greift.

Was in all diesen wunderbaren Filmen von «Tarantula» bis «Dr. Strangelove» zum Ausdruck kommt, sind die Fortschritte in der filmischen Tricktechnik, aber eben auch eine offenbar weitverbreitete, gesunde Skepsis gegenüber dem Wissenschaftler als unfehlbarer Instanz, als anmassendem Alleswisser, der sich in die Politik einmischt.

Niemand machte den Regisseuren damals übrigens den Vorwurf, sie würden einem antiwissenschaftlichen Weltbild hinterherlaufen. Im Gegenteil: Man lobte ihr sensibles Gespür für die gefährliche Vermischung von Wissenschaft und Macht, für die Verführungen, für den Machbarkeitswahn, dem auch und gerade die naturwissenschaftlichen Superhirne verfallen können.

Die Hollywoodvision moderner Frankensteins war nicht aus der Luft gegriffen. Zum einen gab es den Kalten Krieg und die Atombomben. Wach waren aber auch die schlimmen Erinnerungen an teuflische Forscher, Ärzte und Wissenschaftler in den Experimentierkammern der roten und braunen Diktaturen. Hatten nicht auch die Nazis ihre kranke Rassenlehre streng naturwissenschaftlich begründet?

Inzwischen leben wir in anderen Zeiten. Die politische Korrektheit betäubt nicht nur den Humor. Sie schläfert auch das kritische Denken und die Meinungsvielfalt ein. Wer heute Professoren oder, bewahre, Universitäten hinterfragt, macht sich unbeliebt. Wissenschaftskritik ist unerwünscht, allenfalls Experten vorbehalten. Forscher sind Päpste und ihre Universitäten Kathedralen. In den dünnhäutigen Akademikermilieus wird Kritik rasch als Gotteslästerung empfunden.

Am schlimmsten ist es in der Klimafor-

schung. Die Hysterie um einen angeblich unmittelbar bevorstehenden Klimakollaps hat

eine universitäre Randsparte ins Zentrum der Aufmerksamkeit und der Subventionen katalysiert. Die Welt hängt den Klimawarnern an den Lippen. Die Gelder fliessen, die Fakultäten vermehren sich wie Pilze, sofern sie das herausfinden, was die im Alarm vereinte Fangemeinde hören will. Die berühmtesten Klimatologen haben den Status von Druiden und Sehern, die mit ihren Kurvenmodellen die Zukunft punktgenau zu prophezeien wissen.

Wie die mittelalterlichen Maya-Indianer auf ihre Sonnenpriester, so hören heute weite Teile der westlichen Intelligenz und Politik auf die modernen Klimaschamanen. Es ist eine weltweite Glaubensgemeinschaft, die sich hier zusammenbraut. Wie in allen Gruppen, die stärker glauben als wissen, wird auf Einspruch und Widerrede mit aggressiver Gereiztheit reagiert.

Zu viel Bewunderung aber schlägt aufs Denken. Und wo Skepsis als Verbrechen gilt, endet die Wissenschaft, beginnt der Aberglaube. Es entstehen dann Sätze wie dieser: «Zur Vermeidung des Klimawandels ist völlig klar, was nötig ist: praktisch null CO₂-Emissionen bis 2050 in der Schweiz.» Dazu brauche es, heisst es weiter, nichts Geringeres als «eine globale Energie-Revolution».

Diesen hochfahrenden Unsinn hat nicht Greta Thunberg geschrieben, sondern ETH-Professor Reto Knutti, einer der bekanntesten Schweizer Klima-Alarmisten; nachzulesen auf der Homepage der Schweizerischen Energie-Stiftung.

Unsinn ist es deshalb, weil die «Vermeidung des Klimawandels» – ich dachte zuerst an einen Tippfehler – eine ähnlich absurde Forderung ist, wie wenn jemand die Vermeidung des Sonnenuntergangs oder die Abschaffung der hohen Wellen im Ozean verlangen würde.

Kein Mensch, kein Knutti und erst recht nicht die kleine Schweiz können den Klimawandel «vermeiden». Der Klimawandel ist ein



Dr. Strangelove: Allmacht des Wissens.

unvermeidbarer, weil natürlicher Vorgang, der seit Abermillionen von Jahren stattfindet und weitere Tausende Millionen von Jahren stattfinden wird.

Knuttis «Energierévolution» wäre für die Menschheit viel schlimmer als der unvermeidliche Klimawandel. Denn «null CO₂» hiesse Ausstieg aus der fossilen Energie. Alle Verbrennungsmaschinen müssten weltweit abgestellt werden. Damit wäre die industrielle Grundlage beseitigt, dank der ein Grossteil der Menschheit heute überhaupt erst einen gewissen Wohlstand und ein Mindestmass an Zivilisation erreicht hat.

So ein Szenario wäre ohne vorgängige Abschaffung der Demokratie zum Glück allerdings nicht durchsetzbar. In der Schweiz stoppen die Bürger den klima- oder energiepolitischen Wahnsinn an den Urnen, spätestens dann, wenn die theoretische Weltrettung in der Kostenwirklichkeit ankommt.

Die Strangeloves der Hollywoodfilme glaubten an die Allmacht ihres Wissens. Knutti ist überzeugt, dass er mit seiner Energierévolution aus der Schweiz heraus die Welt retten kann, retten muss.

Wird die Welt am Klima untergehen? Kaum. Gut möglich aber, dass die Klimapropheten von heute die verrückten Wissenschaftler von morgen sind.

Arthrose-Drama mit Happy-Hand.

Handchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Die Waffen einer Frau: Aktivistin Kessler. Seite 22



Grosse Fragen: Ozeanium Basel. Seite 36



«In Bulgarien und Rumänien wurden Pässe für 5000 Euro verkauft.»

US-Sicherheitsexperte Vincent: Seite 40

Titelgeschichte

- 28 **Showdown am Sonnenberg**
Fifa: Blatter klagt gegen Infantino

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
9 **Kommentare**
Unfaire Steuer
10 **Schweiz Geschäft Tod**
10 **Asyl Schildbürgerstreich**
11 **Herodot** Pervertierter Islam
12 **Kopf der Woche** Pierre Alain Schnegg
20 **Zeitgeist** Öko-Paradies Schweiz
22 **Lebensläufe** Ines Kessler
24 **Mörgeli** Einfältiges und Vielfältiges
24 **Bodenmann**
HD Lämppli war bereits 1954 in China
25 **Medien** Sparen mit Handbremse
25 **Die Deutschen 2061** Sonnenstunden

Inland

- 31 **Heiniger** missachtete Operationsverbot
Gesundheitsdirektion unter Druck
32 **Vorwärts, dem Zeitgeist hinterher**
Der Fortschritt der FDP
34 **Klimawandel**
Neue Steuern für alle
35 **Handel** Brüssels Vertragsbruch
36 **Fischfutter** aus Basel
Posse um Ozeanium
38 **EU-Waffenrichtlinie**
Hinter den Kameras

Ausland

- 40 **Antiterror-Experte Peter S. Vincent**
«Europa wiegt sich in falscher Sicherheit»
42 **US-Grenzkrise**
Grösster Andrang seit zehn Jahren
43 **Inside Washington** Meinungspolizei
44 **Jacline Mouraud** «Direkt aus dem
Wachsfigurenkabinett»
45 **Nigel Farage**
Comeback von Mr Brexit

Wirtschaft

- 16 **Panama-Papers**
Der Berg gebar eine Maus

Klassiksommer 2019

- 48 **Stars**
Pianistin Yuja Wang
50 **Teodor Currentzis**
Verwechslung und Verschwörung
52 **Festivals**
Christian Jott Jenny
53 **Schloss Waldegg**
Sommernachtszauber
54 **Phänomene**
Influencer am Flügel
56 **Agenda**
Die Festivals im Überblick

Rubriken

- 9 **Im Auge** Hélène Grimaud, Pianistin
14 **Personenkontrolle**
15 **Nachruf** John Singleton
26 **Darf man das?**
26 **Leserbriefe**
27 **Fragen Sie Dr. M.**
46 **Ikone der Woche**
Majestätische Morgenröte
58 **Die Bibel** Wo bist du?
58 **Kino** «Stan & Ollie»
59 **Knorrs Liste**
59 **Jazz Toots Thielemans** Presents
the Thierry Lang Trio
60 **Thiel** Rechte Linke
60 **Namen** Ein bisschen Optimismus
60 **Fast verliebt** Ohne Liebe leben
61 **Unten durch** Barfussarzt
62 **Wein** Der frische Blick
der Quereinsteigerin
62 **Salz & Pfeffer**
Uniquisine-Atelier, Stansstad
65 **Auto**
Toyota RAV4 Premium
66 **Tamaras Welt**
«Die Welt ist gegen uns Frauen»

Schengen Ja,
Entwaffnung Nein

NEIN
am 19. Mai



Unrecht
Freiheitsfeindlich
Nutzlos
Gefährlich
Antischweizerisch

Auch für Célia, Kauffrau, Sicherheitsbeamtin und Sportschützin, ist klar:

Stop dem Entwaffnungsdiktat der EU

Ein wichtiger Teil der SonntagsZeitung: Sunrise.

Die rund 3500 Mitarbeitenden der Newsgruppe Tamedia müssen sich immer und überall über laufende Ereignisse informieren. Dank bestem Service und einer kundenspezifischen Inhouse-Mobile-Abdeckung sind sie immer erreichbar. Mehr über unsere Lösungen für Geschäftskunden auf sunrise.ch/business



Sunrise

Die Nummer 1 für 3 Millionen.

Unfaire Steuer

Von Katharina Fontana — In der Politik ringt man einmal mehr um die Abschaffung der Heiratsstrafe. Doch statt über neue Abzüge oder Tarife sollte man über das Grundübel diskutieren: die Progression.



Die Ideen sind da: Finanzminister Maurer.

Es war eine Fehlermeldung mit Nachhall: Letzten Sommer gestand Ueli Maurers Finanzdepartement ein, dass es bei der Heiratsstrafe falsch gerechnet hatte und dass nicht nur eine kleine Minderheit von Gutverdienern, sondern in Tat und Wahrheit mehrere hunderttausend Ehepaare unter der steuerlichen Benachteiligung leiden. Seither hat die lange vor sich her dümpelnde Diskussion um die richtige Besteuerung von Verheirateten kräftig Fahrt aufgenommen. Dass Doppelverdiener-Ehepaare dem Fiskus heute deutlich mehr Steuern abliefern müssen als gleich situierte Konkubinatspaare, ist auf die Progression bei den Einkommenssteuern zurückzuführen. Die Löhne von Ehemann und Ehefrau werden zusammengezählt, was zu einem markant höheren Steuersatz führt. Denn wer mehr Einkommen hat, zahlt prozentual mehr Steuern, wobei die Progressionskurve vor allem bei der direkten Bundessteuer sehr steil ansteigt.

An Ideen, wie dieses Ärgernis behoben werden kann, fehlt es nicht. Die einen wollen an der gemeinsamen Veranlagung der Ehepaare festhalten und die Nachteile der Progression vor allem mit Abzügen für Doppelverdiener oder einem Splitting dämpfen. Die anderen lehnen die Anknüpfung am Zivilstand als antiquiert ab und fordern, dass die Ehegatten künftig individuell, jeder für sich, zu besteuern seien, allenfalls modifiziert mit einem Sondertarif. Gar

keine Freude an der Individualbesteuerung hat dagegen die Lobby der Alleinverdiener, die bei diesem Modell – im Vergleich zu Doppelverdienern mit demselben Einkommen – schlechter gestellt wären.

Leistung wird bestraft

Das Erstaunliche an der Heiratsstrafe-Diskussion ist, dass sich die Politiker über die progressiven Ehepaarsteuern zwar ärgern und nach Mitteln, Wegen und Schlupflöchern suchen, wie man sie mildern kann, dass aber kaum jemand die Progression als solche in Frage stellt und ihre Abschaffung ins Spiel bringt. Das ist bedauerlich. Nicht nur, weil dies eine Gelegenheit wäre, den Steuerdschungel mit der Vielzahl an Abzugsmöglichkeiten auszulichten. Sondern vor allem auch, weil man dann wieder einmal grundsätzlich über Steuergerechtigkeit nachdenken müsste. Es gilt heute als selbstverständlich, dass der Staat die Steuerzahler grob unterschiedlich behandelt, dass sie nicht alle in gleichem Mass die Lasten der Gemeinschaft schultern müssen, sondern dass man bei jenen stärker zugreifen darf, die mehr verdienen. Philosophisch untermauert wird diese Haltung mit der sogenannten Opfertheorie: Jeden soll die Steuerlast gleich schmerzen, jeder soll dasselbe Opfer bringen müssen; wer eine halbe Million Franken Lohn hat, dem tut es erst bei einem hohen Prozentsatz so richtig weh.

Der herrschenden Meinung, wonach die Steuerprogression gerecht ist, kann man allerdings durchaus kritisch gegenüberstehen. Zum einen irritiert, wie leichthin sich der Staat bei den Steuern über den Grundsatz der Gleichbehandlung der Bürger hinwegsetzt. Zum andern ist die Progression eine Absage an den Leistungswillen. Wer sich anstrengt, wer mehr arbeitet, wer mehr investiert, muss bei den Steuern anteilmässig viel stärker bluten. Anders gesagt: Leistung lohnt sich nicht, im Gegenteil, sie wird bestraft. Was, bitte schön, soll daran fair sein? Warum nicht eine Kopfsteuer, wie sie einzelne liberale Ökonomen fordern, bei der jeder unabhängig vom Einkommen den gleichen Betrag an den Staat beisteuert? Oder zumindest eine proportionale Steuer, bei der für alle derselbe konstante Steuersatz gilt? Wer ein zehnmal höheres steuerbares Einkommen hat, bezahlt mit einer Proportionalsteuer dem Fiskus auch zehn Mal mehr und finanziert den Staat entsprechend stärker. Schon das stellt eine massive Umverteilung von den Reichen zu den Armen dar. Mehr davon muss nicht sein.

Sex oder Moll



Hélène Grimaud, Pianistin.

Erkaltet sie sich vielleicht in ihrem Nichts von Oberteil? Kann man in High Heels pianissimo spielen? Beauty oder Sex-Appeal? Alles nur Marketing, wenn hinreissende Pianistinnen – wahlweise Teufelsgeigerinnen – sich mit nackt atmender Haut ihrer Kunst hingeben? Und weshalb treten die Herren nicht in T-Shirts auf, sondern im Frack? Selten ist eine Frau am Klavier von der Kritik so widersprüchlich eingestuft worden wie Hélène Rose Paule Grimaud, 49, von «kalt» bis «heiss» und von «langweilig» bis «gefühlüberschüssig» und «platt romantisierend». Bei ihr kommt haarsträubend kitschig hinzu, dass sie mit ihrem blauen Blick sogar Wölfe zähmt in ihrem Wildschutzpark in South Salem bei New York. Sie war 22, als sie bei Freunden auf dem Land auf einen Wolf traf, der sich von ihr, der Fremden, streicheln liess, und später hielt sie sich in der Wohnung einen Wolfswelpen. Sie hat das in ihrer Autobiografie «Wolfs-sonate» beschrieben, auch, dass sie erst, als sie 2005 mit ihrem Lebenspartner, dem deutschen Fotografen Mat Hennek, nach Weggis zog, den ersten eigenen Flügel ihres Lebens kaufte.

Sie hat auch keine Wunderkindbiografie, sondern lernte spät, mit acht, Klavier spielen, zur Therapie ihres Hyperaktivitätssyndroms. Mit zwölf bestand sie die Aufnahmeprüfung ans Pariser Konservatorium, das sie jedoch aus Protest gegen die Lehrer bald wieder verliess. Die Grimauds waren ursprünglich Grimaldis, italienisch, weitere Vorfahren bilden ein jüdisch-katholisch-nordafrikanisch-deutsches Kaleidoskop. An Weggis liebte sie auch das Graue und das Regnerische, die Zwischentöne, aus denen sie sich neu erfinden konnte und auch aus zwei schweren Erkrankungen herausfand. Weggis erinnerte sie an ihren Lieblingskomponisten Sergei Rachmaninow, dessen Exil-Villa Wladimir Putin an Russland zurückholen möchte. Ihr privates Haus am Vierwaldstättersee, wo sich Hélène Grimaud nach ihren Konzerten in wärmende Pullover und bequeme Jeans einrollte, hat sie 2016 verkauft und ist wieder nach New York gezogen. Am kommenden 8. Juni spielt sie in Luzern. Peter Hartmann

Geschäft Tod

Von *Matthias Akeret* — Die Sterbehelfer machen viel Geld. Daran darf man sich stören.

Die Empörung ist gross. Exit habe ein Vermögen von 29 Millionen Franken angehäuft, titelte die NZZ am vergangenen Dienstag. Dann die investigativen Nachfrage: «Was macht eine Sterbehilfeorganisation mit so viel Geld?» «Entdeckt» hat den «Geldschatz» Rolf Sommer, ein pensionierter Vermessungsingenieur aus Olten, beim exakten Durchlesen der Unterlagen, die die Sterbehilfeorganisation vor ihrer Generalversammlung verschickt hatte. Da hätten bei ihm alle Alarmglocken geschallt, verrät Exit-Mitglied Sommer, der als SVP-Vertreter im Solothurner Kantonsrat sitzt. Vor sechs Jahren habe das Bruttovermögen von Exit noch 9,4 Millionen Franken betragen. Dass Suizidhilfe einen Zusammenhang mit Geldanhäufung haben könnte, erstaunt viele ihrer Befürworter. Deswegen wohl auch die grosse Verunsicherung. Zu fest hatte sich in unserem Land die Ansicht durchgesetzt, dass die begleitete Suizidhilfe ein reiner Akt der Barmherzigkeit, der Selbstbestimmung und vor allem der Nächstenliebe sei. Als vor wenigen Tagen bekannt wurde, dass 2018 1000 Leute durch Suizid aus dem Leben geschieden waren, war dies im *Tages-Anzeiger* Titelstory. Als Exit vor drei Monaten vermeldete, dass im gleichen Jahr 905 Menschen – also praktisch gleich viel – die Hilfe von Exit in Anspruch genommen hatten, war dies in derselben Zeitung nur eine kleine Meldung. Ein weiteres Indiz für das positive Image, das die Sterbehilfe hierzulande hat.

Exit muss man zumindest zugutehalten, dass sie ihre Vermögenswerte publik macht. Anders Dignitas, die andere «gemeinnützige» Sterbehilfeorganisation. Deren Gründer Ludwig A. Minelli – laut NZZ ein humorvoller und zuvorkommender Mensch – gibt überhaupt keinen Einblick in seine Buchhaltung. Niemand habe Anspruch auf Transparenz, trompetet der 86-jährige Rechtsanwalt. Mit Verlaub, dies offenbart vor allem eines: eine zynische Gesinnung. Auf den Punkt gebracht: Sterbehilfe kann auch Dollarzeichen in den Augen hervorrufen; bei den Überlebenden. Spätestens nach Bekanntgabe des Millionenvermögens von Exit wäre eine verstärkte Kontrolle durch den Staat gefordert. Ein wirkungsvoller Schritt könnte das Verbot oder zumindest die Überprüfung von Legatszahlungen an Sterbehilfeorganisationen sein. Doch so weit ist die Schweiz noch nicht. Selbst «Investigativ»-Kantonsrat Rolf Sommer möchte Exit keine «unlauteren Absichten» unterstellen.

Schildbürgerstreich

Von *Hubert Mooser* — Der Bundesrat wendet die Verschärfung des Asylrechts in ihr Gegenteil: Flüchtlinge dürfen künftig legal dort Urlaub machen, wo sie angeblich verfolgt werden.

Ein Flüchtling, der zwischendurch in sein Herkunftsland zurückreist, ist offenkundig kein Flüchtling. Das leuchtet jedem Kind ein. Kein Mensch reist freiwillig in ein Land, sei es zum Verwandtenbesuch oder aus anderen Gründen, wo ihm Tod oder Folter drohen. Um einem Missbrauch des Asylrechts vorzubeugen, gilt in der Schweiz deshalb auch für anerkannte Flüchtlinge ein Heimreiseverbot. Das gehört zu den ersten Dingen, die man jedem erklärt, der einen Asylantrag stellt.

Trotzdem scheint es unter Asylanten geradezu Mode zu sein, ferienhalber in die Heimat zu jetten, sobald die begehrte Anerkennung vorliegt. Allein 2017 hat das Staatssekretariat für Migration (SEM) 231 Personen den Asylstatus entzogen, weil sie in ihr Heimatland gereist sind. Das entsprach einem Anstieg um 60 Prozent gegenüber 2016. Und das ist zweifellos nur die Spitze des Eisbergs.

Der Eifer beim SEM, die Heimaturlauber konsequent auszuweisen, hält sich nämlich in engen Grenzen. Der Nachweis sei schwierig, wiegelt man ab, wenn keine direkten Flüge gebucht wurden. Von einem Aufenthalt in Nachbarstaaten dürfe man nicht generell auf eine Reise in die Heimat schliessen.

Von hart zu butterweich

Nun hat das Parlament im Dezember 2018 das Heimreiseverbot verschärft. Mit den neuen Gesetzesbestimmungen kann der Bund ein Reiseverbot künftig auch auf andere Staaten ausdehnen, insbesondere auf Nachbarländer. Doch die vom Parlament beschlossene harte Linie ist inzwischen butterweich.

Mit seiner letzte Woche veröffentlichten Verordnung zum Gesetz hat der Bundesrat die Verschärfungen sogar in ihr Gegenteil verkehrt. Er will Flüchtlinge ganz legal in ihre Heimatländer zurückreisen lassen, wenn wichtige Gründe vorliegen. Als solche gelten neben einer schweren Erkrankung, einem schweren Unfall oder dem Tod eines Familienmitglieds auch bedeutende Anlässe zur Aufrechterhaltung der familiären Beziehungen.

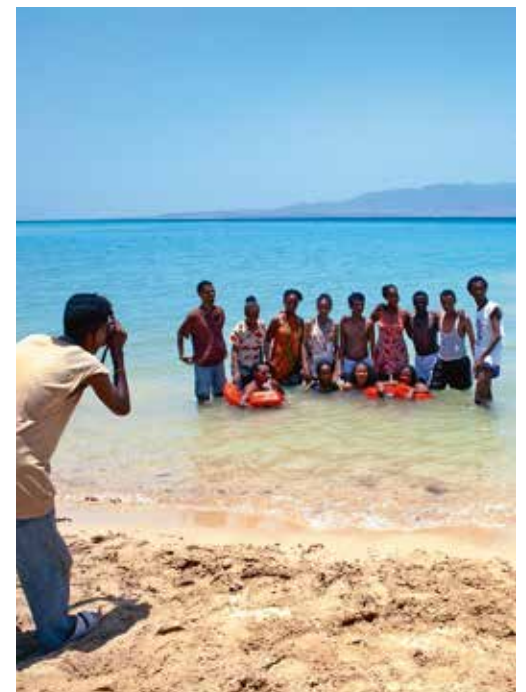
Damit wird das Heimreiseverbot für Pseudo-Flüchtlinge zum Freipass pervertiert für das, was eigentlich verhindert werden sollte. Wer will schon überprüfen, ob der sterbende Onkel wirklich in den letzten Zügen liegt. Irgend eine Heirat gibt es immer zu feiern.

Ziel des Parlamentes war es, die Asylpolitik wieder etwas glaubwürdiger zu machen. Doch der Bundesrat bestätigt mit seinem juristischen

Schildbürgerstreich, was vielen schon lange schwant: Mit echter Verfolgung hat unser Asylwesen nur am Rande zu tun. Die Empfangszentren des Bundes sind voll von Menschen, die falsche Lebensläufe vorlegen, ihre Identität verschleiern und irgendwelche Geschichten erfinden, damit sie in der Schweiz bleiben können. In Anbetracht des wirtschaftlichen Gefälles zwischen den Herkunftsländern und der Schweiz ist das menschlich nachvollziehbar; doch gegenüber echten Verfolgten ist es ein Hohn.

Gerade bei der seit Jahren wachsenden Gruppe der Eritreer hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass diese selten Verfolgte im Sinne des Gesetzes sind. Die Praxis wurde vorübergehend etwas verschärft. Trotzdem war Eritrea im ersten Quartal 2019 wieder das wichtigste Herkunftsland von Asylsuchenden – mit 25 Prozent mehr Gesuchen als im letzten Quartal 2018. Das von den Schweizer Asylbehörden vielen Eritreern erteilte Bleiberecht hat längst eine Antragsspirale in Gang gesetzt.

Bei rund 40 Prozent der eritreischen Asylgesuche handelt es sich heute von Kindern, deren Eltern im Asylprozess stehen. Weitere rund 40 Prozent kommen aufgrund des Familiennachzugs. In Zukunft dürfen sie ganz legal in ihre Heimat reisen, um zwischendurch die Rundumversorgung in der Schweiz zu geniessen. Ungefähr 90 Prozent der Eritreer leben bekanntlich von der Sozialhilfe.



Vollversorgung in der Schweiz, Ferien in Eritrea.



Herodot

Pervertierter Islam

Die Attentate islamistischer Fanatiker in Sri Lanka werfen einmal mehr die Frage auf, wie es so weit kommen konnte, dass im Namen einer Weltreligion derartige Verbrechen geschehen.

Steinige jeden, der eine andere Religion praktiziert.» «Wenn irgendjemand [...] vorschlägt, einen andern Gott zu verehren, sollst du ihn töten.» «So tötet nun alles, was männlich ist unter den Kindern, und alle Frauen, die nicht mehr Jungfrauen sind.» «Wenn ein Mann Ehebruch treibt mit dem Weibe eines [andern] Mannes, so sollen [beide] getötet werden.» «Wenn ein Mann bei einem Manne liegt, wie bei einem Weibe, [...] so sollen sie getötet werden.»

Die aufgeführten Zitate erinnern Sie vielleicht an die berühmte Koran-Exegese von Andreas Thiel vor ein paar Jahren in diesem Blatt. Sie stammen jedoch aus folgenden Stellen der jüdisch-christlichen Bibel: Deuteronomium 17, 2–7 und 13, 7–10; Numeri 31, 17; Leviticus 20, 10 und 20, 13 – letztere wird auch gerne vom Churer Bischof Huonder zitiert.

Die Ähnlichkeit mit Thiels Koran-Zitaten ist kein Zufall. Islam-Spezialisten gehen davon aus, dass der des Lesens unkundige junge Mohammed auf seinen Handelsreisen von arabischen Juden und Christen in Syrien zahlreiche Bibelzitate mitbekam, die – teils in verfremdeter Form – in seine Koransprüche einflossen (für gläubige Muslime hat Mohammed den Koran vom Engel Gabriel empfangen und bloss wiedergegeben). Der Prophet der Muslime erhob nicht den Anspruch, eine neue Religion zu begründen, sondern lediglich die «Verfälschungen» von Gottes Botschaft durch Juden und Christen zu berichtigen. Thora und Bibel billigte er gar subsidiäre Geltung für Muslime zu.

Wie jüdische und christliche Gottesgelehrte lehnten auch die muslimischen als bald eine wörtliche Interpretation mancher Passagen ihrer Heiligen Schrift ab. Diese seien nur für bestimmte historische Umstände gedacht und nicht generell anwendbar. In allen drei abrahamischen Religionen hiess es, die heiligen Texte bedürften generell der Interpretation durch dazu

Berufene. Zu allen Zeiten gab es indes Fundamentalisten, welche die heiligen Texte wörtlich befolgten. Im Islam galten diese sogenannten Salafisten, die einmal gar den heiligen Stein der Kaaba entwendeten, als Häretiker. Sie führten bis Anfang des 20. Jahrhunderts ein unbedeutendes Randdasein in abgelegenen Gebieten, vor allem in Wüsteneien im Zentrum der Arabischen Halbinsel.

Die Briten verhalfen diesen Fanatikern vor bald hundert Jahren zur Eroberung des heutigen Saudi-Arabien. Sie wollten damit den religiös gemässigten haschemitischen Scherifen von Mekka dafür bestrafen, dass er sich weigerte, die französische Herrschaft über Syrien und eine jüdische Heimstatt im damals zu über 90 Prozent arabischen Palästina zu akzeptieren – beide Territorien hatten ihm die Briten im Ersten Weltkrieg im Gegenzug für einen Aufstand der Araber gegen die türkischen Osmanen als Teil eines arabischen Grossreiches versprochen!

Nach dem Zweiten Weltkrieg begründeten dann die Amerikaner eine Allianz mit den Saudis und erschlossen die Ölvorkommen der Halbinsel. Mit dem Ölgeld haben die wahhabitisch-salafistischen Saudis die letzten sieben Jahre die ganze sunnitisch-islamische Welt unterwandert und ihre auf einer wörtlichen Interpretation der radikalen und intoleranten Passagen des Korans beruhende Version des Islam vor allem jungen, entwurzelten oder politisch frustrierten Muslimen als die einzig zulässige verkauft. Die grosse Mehrheit der gemässigten Muslime hatte dem mangels Organisation und finanzieller Mittel wenig entgegenzusetzen.

Ein weiterer Meilenstein in der Radikalisierung junger Muslime war der von der CIA mit Unterstützung von Osama Bin Laden und anderen radikalen Muslimen betriebene Aufstand gegen die kommunistische Regierung Afghanistans. Das amerikanische Eingreifen im Irak und in Afghanistan und die einseitige Unterstützung Israels und seiner Siedlungs-

politik führten dann dazu, dass die Zöglinge der westlichen Grossmächte sich gegen ihre Ziehväter wandten. Heute sehen diese Fanatiker im christlichen Westen ihren Hauptfeind, den sie mit brutalen Attentaten bekämpfen. Unendlich viel mehr Opfer fordern ihre Aktivitäten indes unter gemässigten Sunniten und Angehörigen anderer muslimischer Glaubensrichtungen von Syrien bis Pakistan.

Ob der Verbrechen der Fanatiker gerät die grosse muslimische Tradition der Toleranz in Vergessenheit. Als einzige mir bekannte Religion kennt der Islam ein Schutzgebot für Andersgläubige, namentlich Juden und Christen, sofern sie die islamische Herrschaft akzeptieren. Beispiele für die Toleranz muslimischer Herrscher sind zahlreich.

Der Kalif Omar, zweiter Nachfolger des Propheten, weigerte sich 637 bei der Eroberung Jerusalems, in der Grabeskirche zu beten, weil er verhindern wollte, dass seine Anhänger diese in eine Moschee umwandelten. Nachdem die Kreuzritter sämtliche Muslime und Juden Jerusalems umgebracht oder vertrieben hatten, rief Saladin 1187 nach der Rückeroberung der Heiligen Stadt die Juden zur Rückkehr auf und erliess ein Toleranzedikt zugunsten der Christen. In den meisten arabischen Ländern, wie auch auf der Iberischen Halbinsel und dem Balkan, blieb die Bevölkerung so während vieler Jahrhunderte muslimischer Herrschaft mehrheitlich christlich. Im christlichen Europa wurden Juden und Muslime im Mittelalter und darüber hinaus dagegen fast überall blutig verfolgt und vertrieben.

Es ist somit angezeigt, die Handlungen einiger einst von westlichen Mächten geförderter Fanatiker nicht dem Islam als solchem anzulasten. In nicht allzu ferner Vergangenheit haben «christliche» Europäer ähnliche oder gar schlimmere Verbrechen an Andersgläubigen begangen und sich dabei oft auf ihre Religion berufen. Gleiches taten ideologische Fanatiker atheistischer Provenienz. Letztlich gleichen sich alle Fanatiker, unabhängig von ihrer Heilslehre. Leider lassen sich die gemässigten Mehrheiten aller Religionen und Ideologien durch diese oft genug gegeneinander aufhetzen. Dem gilt es mit Bedacht entgegenzuwirken.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Der Klientenschreck

Von Katharina Fontana — Der Berner Regierungsrat Pierre Alain Schnegg wagt den Tabubruch und will die Sozialhilfe kürzen. Für seine Gegner ist Schnegg Reizfigur und Glücksfall in einem.

In einer Branche, in der Sozialhilfebezügler «Klienten» genannt werden, ist der Mann eine einzige Provokation. Der Berner SVP-Regierungsrat Pierre Alain Schnegg hat schon bei mancher empfindsamen Sozialarbeiterseele für Empörung gesorgt, indem er Sätze sagt wie «Jeder Mensch hat eine Eigenverantwortung» und «Arbeit muss sich lohnen». Als der Kanton Bern vor einiger Zeit über ein Sparpaket diskutierte, wurde unter Schneggs Büro in der Berner Rathausgasse oft demonstriert, gegen «Sozialabbau» und «Kahlschlag» und vor allem gegen Schnegg: «Schnegg muss weg», so der eingängige Slogan. Doch Schnegg ist noch immer da, im März 2018 wurde er, der 2016 in die Berner Kantonsregierung eingezogen war und die Gesundheits- und Fürsorgedirektion übernahm, bei den Gesamterneuerungswahlen im Amt bestätigt – von den sieben Regierungsräten erhielt der 56-Jährige zwar die wenigsten Stimmen, doch deswegen ist er in der Exekutive noch lange keine schwache Figur, im Gegenteil.

Seit geraumer Zeit schon steht der aus dem französischsprachigen Berner Jura stammende Schnegg im Kreuzfeuer linker Kritik. Denn der neue Fürsorgedirektor machte sich daran, das zu tun, was eigentlich sein sozialdemokratischer Amtsvorgänger Philippe Perrenoud hätte tun sollen: einen verbindlichen Vorstoss des Berner Parlaments, des Grossen Rates, von 2012 umzusetzen und die Sozialhilfe zu kürzen. Schnegg präsentierte eine Vorlage, die vom Grossen Rat Ende 2017 mit kleinen Retuschen angenommen wurde und von den Geg-

Schneggs ist überzeugt, dass die Kürzung der Sozialhilfe ein Gebot der Gerechtigkeit ist.

nern als Fanal für einen schweizweiten Sozialabbau angesehen wird. Sie sieht vor, dass der sogenannte Grundbedarf in der Sozialhilfe um 8 Prozent tiefer angesetzt wird, als es die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (Skos) empfiehlt. Wer noch keine 25 Jahre alt ist oder als vorläufig Aufgenommener in Bern lebt, soll 15 Prozent weniger als den Skos-Ansatz erhalten. Und wer sich nicht um Arbeit bemüht oder die Sprache nicht lernen will, dem werden nach sechs Monaten 30 Prozent des Grundbedarfs weggenommen. Erklärtes Ziel ist es, Druck aufzusetzen und die Leute zur Aufnahme einer Arbeit zu bewegen. Linke

Kreise erachten die Sozialhilfekürzungen als unverantwortlich und menschenunwürdig und bekämpfen sie mit einem eigenen Volksvorschlag; dieser will nicht sparen, sondern im Gegenteil mehr Gelder für die Sozialhilfe zur Verfügung stellen und namentlich ältere Bedürftige besserstellen. Mitte Mai wird abgestimmt.

«Muss man das wirklich alles haben?»

Dass es in der Sozialhilfe nicht rund läuft, dass die Ausgaben in den letzten Jahren massiv zugenommen haben – in Bern haben sie sich innert fünfzehn Jahren mehr als verdoppelt – und die Anreize teils falsch gesetzt sind, ist seit langem bekannt. Warum geht ausgerechnet der national nicht gerade als Vorreiter bekannte Hauptstadtkanton hier voran? Schnegg erklärt dies damit, dass Bern finanziell besonders schwach auf der Brust sei: «Wir erhalten am meisten Geld aus dem Finanzausgleich, wir haben die höchste Steuerbelastung für Firmen und eine der höchsten für Private. Bei uns verdient man 18 Prozent weniger als in Zürich – unser finanzieller Spielraum ist klein.» Das forsche Vorgehen Berns dürfte aber auch mit Schneggs Überzeugung zu tun haben, dass die angestrebte Kürzung der Sozialhilfe ein Gebot der Gerechtigkeit sei. «Es ist nicht akzeptabel, dass ein junger Erwachsener heute zu Hause bleibt und jeden Monat vom Staat Geld bekommt. Dass man ihm eine gewisse Zeit gibt, um sich zu finden, das kann ich verstehen. Doch nach spätestens einem halben Jahr muss er eine Ausbildung oder eine Arbeit beginnen. Und ein Migrant muss in dieser Zeit zumindest Anfängerkenntnisse in einer Landessprache haben. Wenn nicht, wird der Sozialhilfeanspruch gekürzt. Es muss ein bisschen weh tun.»

Schnegg hat nichts gegen Sozialhilfe an sich, wie er betont. Doch er hat ein anderes Verständnis, was alles darunterfallen soll, als die Skos. Ursprünglich als Armenpflege und Überbrückungshilfe für Notlagen gedacht, gibt die Sozialhilfe heute Anspruch auf die Teilhabe am sozialen Leben. Sie bezahlt nicht nur die Wohnungsmiete, die Krankenkassenprämien und sogenannte situationsbedingte Leistungen wie Zahnarztrechnungen, Umzugskosten, Möbel oder Krippenbetreuung, sondern darüber hinaus einen Grundbedarf: 986 Franken für einen Einpersonenhaushalt, 2111 Franken für eine vierköpfige Familie. Da-

von soll der Sozialhilfebezügler Lebensmittel und Kleider kaufen. Doch nicht nur das: Im Grundbedarf ist beispielsweise auch ein städtischer Posten für Kommunikation und Freizeit reserviert. Eine Einzelperson hat monatlich 173 Franken für Telefonie und Internet zur Verfügung und 146 Franken für Freizeit, bei einem Vierpersonenhaushalt sind es 352 Franken beziehungsweise 208 Franken. «Muss man das wirklich alles haben, wenn man vom Staat unterstützt wird und sich sein Leben nicht selber verdient?», so Schnegg. Dass Sozialhilfebezügler teils besser dastehen als Leute mit kleinem Einkommen und fast schon zu Mittelverdienern aufschliessen, hält er für komplett verfehlt. «Eine Familie mit zwei Kindern erhält im Kanton Bern mit Sozialhilfe insgesamt 4500 bis 4700 Franken monatlich netto und steuerfrei. Um auf diesen Betrag zu kommen, muss jemand einen Bruttolohn von 5500 bis 5700 Franken haben.»

Schneggs Kontrahenten, allen voran die Skos-Spitze mit der Grünen Therese Frösch und dem Sozialdemokraten Felix Wolfers, feuern aus allen Rohren gegen die Sozialhilfe-revision und lassen Studien und juristische Gutachten erstellen, die das Vorhaben in Grund und Boden verdammen. Einen ihrer Kritikpunkte kann man indes nicht so einfach abtun: Wie sollen Sozialhilfebezügler Arbeit finden, wenn es an Jobs für Niedrigqualifizierte fehlt? «Es wird nicht einfach sein», räumt Schnegg ein. Potenzial sieht er etwa bei einfachen Tätigkeiten rund um die Betreuung und Unterstützung von älteren Personen, bei denen die Bedürfnisse wegen der Demografie zunehmen würden, oder bei der Landwirtschaft. «Jedes Jahr holen wir Osteuropäer in die Schweiz. Gleichzeitig haben wir Tausende von Asylsuchenden aus Afrika, junge, kräftige Männer, die diese Arbeit verrichten könnten.» Man müsse die vorhandenen Ressourcen mit den Bedürfnissen zusammenführen. Hier warte viel Arbeit auf die Sozialdienste, meint Schnegg und lässt durchblicken, dass er in diesem Bereich einiges ändern will. Die Sozialdienste zu reorganisieren, ist ein grosses Projekt, das zahlreiche Opposition auf den Plan rufen dürfte, dessen Realisierung man Schnegg aber zutraut. Der Regierungsrat, der erst seit 2014 der SVP angehört, hat während seiner Amtszeit ein beachtliches Tempo vorgelegt und viel bewegt, etwa im Spitalbereich oder in der Asylorganisation. Dass er die Dinge



«Es muss ein bisschen weh tun»: Fürsorgedirektor Schnegg.

vorantreibt, ist breit anerkannt. Zupass kam ihm dabei, dass Bern derzeit von einer bürgerlichen Mehrheit regiert wird. Mit dem angekündigten Rücktritt der BDP-Regierungsrätin Beatrice Simon könnten sich die politischen Kräfteverhältnisse allerdings wieder ändern, und Schnegg könnte sich alsbald in der Regierungsminderheit wiederfinden.

Als Christ eine Reizfigur

Während die bürgerlichen Parteien in Bern geschlossen hinter der Sozialhilfereform stehen und Schnegg unterstützen, sehen viele Linke im SVP-Regierungsrat geradezu eine

«Ist es Nächstenliebe, einen jungen Menschen zu Hause zu lassen und ihm jeden Monat Geld zu schicken?»

Gefahr für den sozialen Frieden im Land. Und einen unsympathischen Zeitgenossen dazu. In der «Rundschau» des Schweizer Fernsehens wurde Schnegg jüngst als arbeitswütiger Hardliner dargestellt, der es selber zu Reichtum gebracht habe – in seinem früheren Leben war er ein erfolgreicher Informatikunternehmer – und nun ohne Skrupel bei den Schwächsten der Schwachen sparen wolle. Eine solche Reizfigur ist für eine emotionsgeladene Abstimmung, wie sie jetzt im Kanton Bern ansteht, natürlich ein Glücksfall.

Sicher, er arbeite viel und gerne, meint Schnegg, Vater von vier Kindern, und erzählt von seinem Grossvater, der einen kleinen Bauernhof führte und daneben noch einen Vollzeitjob hatte, um die Familie durchzubringen. «Hier in der Schweiz geht es uns so gut, dass wir den Wert der Arbeit ein bisschen vergessen haben.» Auch der Umstand, dass Schnegg gläubiger Christ ist und einer Freikirche angehört, scheint die Gegnerschaft besonders zu reizen. Er selber sieht indes keinen Widerspruch zwischen seinem Tun und den christlichen Werten, «absolut nicht», wie er leicht enerviert sagt. «Ist es Nächstenliebe, einen jungen Menschen zu Hause zu lassen und ihm jeden Monat Geld zu schicken? Oder verlangt die Nächstenliebe nicht vielmehr, dass man ihm deutlich macht, dass er sich um seine Zukunft kümmern muss? Zudem würde mich auch interessieren: Wenn ich Muslim wäre, würde man mir dann dieselbe Frage stellen?» Dass die Berner Landeskirchen sich gegen die Sozialhilfervorlage ausgesprochen haben, erstaunt Schnegg nicht, «etliche Leute aus diesen Kreisen stehen der Sozialindustrie sehr nahe».

Womöglich ist der Streit um die Berner Sozialhilfe am Abstimmungssonntag selber noch nicht erledigt. Die Gegnerschaft liebäugelt nämlich damit, ein Volks-Ja zu Schneggs Vorlage nicht zu akzeptieren und die Sache vor das Bundesgericht zu bringen.

Personenkontrolle

Simonazzi, Baumgartner, Amherd, Sommaruga, Spoerry, Gössi, Savary, Wermuth, Maillard, Sommaruga, Gürber, Ogi, Merkel, Kramp-Karrenbauer, Juncker, Zanetti

André Simonazzi, Sorgenonkel, wird zum 5. Mai häufig mit der Frage konfrontiert, warum an diesem Tag über dem Rathaus in Freiburg oder Bern die EU-Flagge flattere. In den Kantonen wird nämlich auf den Bund verwiesen. Dieser habe gebeten, zum Europatag die Rathhäuser entsprechend zu beflaggen. Es gebe da aber immer wieder Konfusion, meint der Vizekanzler. Tatsächlich handele es sich um die Flagge des Europarates zum Europatag. Die EU-Flagge sei bloss identisch. Am 5. Mai wird die Gründung des Europarates zelebriert. Wer allerdings beim Bund die Kantone auffordert, ihre Rathhäuser zu beflaggen, weiss Simonazzi nicht. Es gebe dazu keinen Entscheid des Bundesrates. Vielleicht lässt sich bis zum nächsten 5. Mai abklären, welche Amtsstelle die Kantone anweist, die EU-, äh, die Europaratsflagge zu hissen. (hmo)

Daniel Baumgartner, Kleintransportwagenfahrer, hat einen Hang zum Grossen. Der Korpskommandant, der demnächst für ein Jahresgehalt von 300 000 Franken auf den Posten eines Militärattachés nach Washington wechselt, lässt einen Mercedes-Benz Vito als persönlichen Dienstwagen fahren. Der Haken: Dieses Modell entspricht nicht den Energieeffizienzvorgaben des Bundes (A–C). Hunderte von Berufsmilitärs, die sich an die Weisungen halten, dürften dies als ausgesprochenen Affront empfinden. Überhaupt sorgt das Gebaren der Generalität intern zunehmend für Unmut. So werden im grossen Stil Durchdiener als Fahrer missbraucht, um Divisionäre und Brigadiere in der Gegend herumzुकutschieren. Dabei würden die Vorschriften nur dem Armee- und dem Ausbildungschef sowie dem Chef des Kommandos Operationen einen persönlichen Fahrer erlauben. Um dies zu umgehen, werden ganz einfach Milizsoldaten missbraucht. Bundesrätin Viola Amherd (CVP) sollte ihren hohen Offizieren nicht nur auf die Finger schauen. Sondern ihnen – selbstverständlich im übertragenen Sinne – gelegentlich auch auf die Finger hauen. (mü)

Simonetta Sommaruga, Kinderkrippen-Aktivistin, absolvierte am 1. Mai, dem Tag der Arbeit, ein spezielles Programm. Die SP-



Völlig losgelöst: Kanzlerin Merkel.



Hang zum Grossen: Offizier Baumgartner.



Es gebe Konfusion: Vizekanzler Simonazzi.



Wie im Kindergarten: Bundesrätin Sommaruga.

Bundesrätin besuchte eine zweisprachige Kinderkrippe in Freiburg. Zu wünschen wäre, dass die gestrenge SP-Bundesrätin von den Kindergärtnerinnen allgemein ein paar nützliche Tipps mit auf den Weg bekam – schliesslich geht es im Bundesrat beim Kampf um die Themenführerschaft manchmal zu wie im Kindergarten, sagen jedenfalls Eingeweihte. (hmo)

Vreni Spoerry, frühere freisinnige Lichtgestalt, wäscht ihrer Partei die Kappe. In einer Zuschrift in der NZZ empört sich die ehemalige Zürcher Ständerätin darüber, dass das Stimmvolk am 19. Mai über einen «Kuhhandel» abstimmen müsse, sprich über die aneinander gekoppelten Vorlagen zur AHV und zur Unternehmenssteuer. Damit werde die Abstimmungsfreiheit «mit Füßen getreten», kritisiert Spoerry, während FDP-Präsidentin Petra Gössi derzeit auf allen Kanälen für den Kuhhandel wirbt. «Wer weiss, ob wir nicht bald über das Rahmenabkommen kombiniert mit einem zweimonatigen Vaterschaftsurlaub abstimmen müssen, damit die linken Kritiker



Männer nur als Claqueure: Ständerätin Savary.

des Rahmenabkommens diesem zustimmen und die Gegner des Vaterschaftsurlaubes diesen schlucken, um das Rahmenabkommen zu retten?», so Spoerry weiter. Wenn sie ihrer Partei damit nur nicht einen Floh ins Ohr gesetzt hat. (fon)

Géraldine Savary, Kämpferin für die Sache der Frau, verweist die Männer beim Frauenstreik vom 14. Juni auf die hinteren Plätze. Die Waadtländer SP-Ständerätin will nichts davon wissen, die Männer in die Organisation des Grossanlasses einzubeziehen, wie sie in einem Gastbeitrag in der welschen Tageszeitung *Le Temps* schreibt. Sonst, so die Befürchtung von Savary, würden unweigerlich SP-Tribüne wie Cédric Wermuth, Pierre-Yves Maillard oder Carlo Sommaruga den Frauen die Show stehlen. Die Männer seien am Frauenstreik zwar willkommen, aber nur in der Rolle, wie sie Frauen in den Fussballstadien zukomme: auf der Tribüne, um ihr Team zu unterstützen. (fon)

Thomas Gürber, Botschafter der Verschleierung, verkündete per Rundmail: Das unter an-

derem von alt Bundesrat Adolf Ogi (SVP) im Jahr 2000 gegründete Geneva Centre for the Democratic Control of Armed Forces (DCAF) bekomme einen neuen Brand. Es seien lediglich «ein paar Formulierungen», die an der Stiftungsratssitzung vom 28. November 2018 in den Statuten angepasst worden seien (*Weltwoche* Nr. 50/18), so der Präsident der Stiftung. Interne sehen darin allerdings eine «Abkehr vom Zweck»: Das DCAF verkomme zur «Soft-Form», segle nicht mehr «hart am Wind», würde zu einer Art Uno light. Ferner sei nicht einmal das nötige Quorum für den Beschluss erreicht worden, so Insider. Gürber, seit Amtsantritt mit Botschaftertitel, sagt: «Das Quorum war erreicht.» Zweifel bleiben: Laut Sitzungsprotokoll waren zwar 46 Personen anwesend, davon aber nur 5 von 40 im Handelsregister eingetragenen Stiftungsratsmitgliedern. Solange die Millionen vom Bund fließen, scheint Präsident Gürber auf Formalitäten nicht allzu viel Wert zu legen. (zr)

Angela Merkel, Frau für die Ewigkeit, gibt dem Wort «alternativlos» eine neue Bedeutung: Sie selbst ist ohne eine Alternative. Wer würde denn eine Mutti austauschen? Tatsächlich scheinen die Deutschen auch nach fünfzehn Jahren nicht genug von ihr zu haben. Der Hype um **Annegret Kramp-Karrenbauer**, ihre Nachfolgerin als Parteichefin, ist so schnell verpufft, wie er entstand. Jetzt schwebt die Kanzlerin, ein weiblicher Major Tom, völlig losgelöst über den Niederungen parteiischen Gezänks – getragen von unerschütterlichen Zustimmungswerten. Da erscheint es logisch, dass sie den engen Luftraum über der Bundesrepublik verlassen und in höhere Sphären streben möchte. Und siehe da: Ihr alter Knappe **Jean-Claude Juncker** ward ihr zu Diensten. Er könne sich nicht vorstellen, dass Angela in der Versenkung verschwinde, scharwenzelte er um die 64-Jährige herum. Sie sei «hochqualifiziert» für ein europäisches Spitzenamt. Und in einem verwegenen Bild, das wohl dem Beaujolais zum Lunch, pardon: das wohl dem Ischias geschuldet war, pries er Merkel als «liebenswertes Gesamtkunstwerk». Das tönt herzig, aber niedlich ist nichts an dem Luxemburger Machiavelli Juncker. Er meint es ernst, und er ist mit seiner Meinung nicht allein. Merkel muss weg? Höchstens weg von Berlin. Ab nach Brüssel. Alternativlos eben. (ky)

Cédric Wermuth, politische Wunderkerze, macht normalerweise mit einer Vorliebe für lateinamerikanische Caudillos von links auf sich aufmerksam. Auf Twitter hat er jetzt eine bislang unbekannte Schwäche für den über den Watergate-Skandal gestürzten ehemaligen US-Präsidenten Richard Nixon offenbart. Er würde Nixon «gegen die meisten von euch sofort eintauschen», beschied er SVP-Nationalrat **Claudio Zanetti**. (fsc)

Nachruf



Traf den Zeitgeist: Regisseur Singleton.

John Singleton (1968–2019) — «Mit seiner Leidenschaft, seinem Herzen, der Art, über seine Liebe zum Kino und zu Schwarzen zu sprechen, konnte ich sehen, dass John es schaffen würde», schrieb Regie-Kollege Spike Lee zum überraschenden Tod des Frühbegabten. Mit 22 Jahren drehte John Singleton seinen ersten Spielfilm, der ihm als erstem Afroamerikaner 1991 auf Anhieb zwei Oscar-Nominierungen eintrug: «Boyz n the Hood». Verkörperte «Easy Rider» in den 1970er Jahren das Lebensgefühl der Jugend (völlig egal, ob schwarz oder weiss), so gab Singletons

«Boyz n the Hood» die Stimmung der 1990er Jahre wieder, emotional und musikalisch. Das gelang ihm mit der Aufarbeitung seiner eigenen Jugend im berüchtigten Ghetto von South Central Los Angeles. Das Teenager-Drama, besetzt mit Angela Bassett, Laurence Fishburne, Cuba Gooding Jr. und Rapper Ice Cube, beschwört den Selbsterhaltungstrieb zwischen Rassismus und Gewalt mit ihrer Rap-Musik als Wut-Rebellion gegen Unterdrückung. Das traf den Zeitgeist, von dem sich auch so manche europäische urbane Szene angesprochen fühlte.

Mit «Poetic Justice» (1993) griff Singleton das Thema mit der Story einer jungen Frau, die sich aus South Central zu befreien versucht, noch einmal auf. Auch wenn die Kritiken positiv waren, der kommerzielle Erfolg blieb aus. «Shaft» (2000) war die Wiederbelebung einer legendären Black-Cinema-Figur aus den 1970er Jahren, mit Samuel L. Jackson und aberwitzigen Dialogen, die Singleton (neben Richard Price, der das Drehbuch schrieb) mitverfasste.

Es ist gewiss nicht ohne Ironie, dass er mit «2 Fast 2 Furious» (2003), der Fortsetzung von «The Fast and the Furious», einem puren Action-Kracher um PS, Männerkumpaneien und Frauen, seinen grössten kommerziellen Erfolg hatte, der es ihm erlaubte, auch eigene Projekte voranzubringen. Zuletzt arbeitete er als Produzent an der TV-Serie «Snowfall» über die Crack-Epidemie in den 1980ern. John Singleton starb nach einem schweren Schlaganfall. *Wolfram Knorr*



«Wie wird das Risiko von heute zur Chance von morgen?»

Annelis Lüscher Hämmerli
Chief Risk Officer
Swiss Life Asset Managers
zum selbstbestimmten Leben



Die Unschuldsvermutung gilt hier nicht.

Panama Papers

Der Berg gebar eine Maus

Von Rainer Zitelmann — Vor drei Jahren veröffentlichten deutsche Journalisten Informationen zu unzähligen Briefkastenfirmen in Panama. Bei genauem Hinsehen ist der Skandal weitgehend verpufft. Was bleibt, ist die pauschale Anprangerung der Reichen.

Im April 2016 hat ein Rechercheteam von 400 Journalisten Auszüge aus den «Panama Papers» veröffentlicht. In Deutschland, so hiess es damals, sei eine «dreistellige Zahl sehr berühmter und sehr reicher Familien» betroffen. Das steuerliche Ergebnis nach drei Jahren: 4,2 Millionen Euro hinterzogene Steuern wurden von diesen Familien für den deutschen Fiskus zurückgeholt.

3,2 Terabyte illegal erworbener Daten mit 49 Millionen Dokumenten, E-Mails, Formularen, Tabellen, Ausweiskopien wurden akribisch ausgewertet. Seit Jahren arbeitet an dem Fall ein Team von acht Fahndern des Finanzamtes Kassel II, das zusammen mit etwa zwanzig Spezialisten des deutschen Bundeskriminalamts die Panama Papers nach Hinweisen auf Steuerhinterziehung und andere Delikte untersucht. Es seien in etwa 150 Fällen Steuerstrafverfahren eingeleitet oder bereits laufende Verfahren mit zu-

sätzlichen Informationen angereichert worden, wurde jetzt mitgeteilt. Insgesamt hätten die deutschen Steuerbehörden damit bisher etwa 4,2 Millionen Euro hinterzogene Steuern zurückgeholt. Ein mageres Ergebnis, wenn man bedenkt, dass seinerzeit von einer «dreistelligen Zahl sehr berühmter und sehr reicher Familien» in Deutschland die Rede war.

Alle Mittel waren gerechtfertigt

Um diesen Informationen nachzugehen, wurden die gestohlenen Daten von zahlreichen – überwiegend wohl unschuldigen – Menschen drei Jahre lang durchforstet. Wenn jede der 28 Personen, die in den vergangenen drei Jahren damit befasst waren, ein Jahresgehalt von durchschnittlich 50 000 Euro bezieht, dann entspricht das der Summe der zurückgeholten Steuern. «Gelohnt» hat es sich dennoch, weil zum Beispiel Strafgeelder für Banken hin-

zukommen, die bei der Steuerhinterziehung geholfen haben.

Viel grösser ist die Diskrepanz zwischen dem seinerzeit betriebenen, in der Geschichte des Journalismus wohl einmaligen Rechercheaufwand und dem mageren Zwischenergebnis. Ursprünglich wurde der Eindruck erweckt, der

Die Enthüllung wurde professionell vorbereitet, wie man das sonst nur von grossen PR-Kampagnen kennt.

Skandal sei so gigantisch, dass alle Mittel gerechtfertigt seien, insbesondere die Speicherung von Millionen illegal erworbener Daten von Bürgern, bei denen es oftmals nicht einmal einen Anfangsverdacht auf eine Straftat gab.

Bei den Panama Papers geht es um Informationen über Briefkastenfirmen in Panama. Die *Süddeutsche Zeitung*, der die gestohlenen Da-

[...] Unsere Daten reichen ja zurück bis in die Siebzigerjahre.» Die Daten enthielten unter anderem «detaillierte Informationen zu rund einer Viertelmillion Offshore-Firmen» auf der ganzen Welt. Um die Daten auswerten zu können, kauften sie immer leistungsfähigere und teurere Computer (so etwa einen PC für €17 484.36) und eine spezielle Software (Nuix), die auch die amerikanische Börsenaufsicht SEC nutzt, die mit gigantischen Datenmengen zu tun hat.

«Persiflage eines Hacker-Films»

Die Enthüllungskampagne wurde professionell vorbereitet, so wie man das sonst nur von internationalen Werbe- oder PR-Kampagnen grosser Marken kennt: Es wurden Partnerzeitungen überall auf der Welt gesucht, die koordiniert an der Story arbeiteten. Die Ergebnisse der Recherchen wurden in zwanzig Sprachen veröffentlicht. Bei der *Süddeutschen Zeitung* arbeitete ein Illustrator exklusiv für das Projekt, und es wurde sogar ein «Making-of-Film» gedreht. Finanziert wurde die Kampagne nach Angaben der Journalisten unter anderem von einem Projekt des Center for Public Integrity, einer etwa von dem linken Milliardär George Soros gesponserten Organisation.

Sie hätten sich, so die Enthüllungsjournalisten, zuvor intensiv Gedanken gemacht, wie sie mit der Kampagne die notwendige Aufmerksamkeit gewinnen könnten. Offenbar reichten die Fakten allein dafür nicht aus. Auch sachfremde Recherchen wurden angestellt, um die Story interessanter zu machen. So wurden aufwendige Recherchen über den Vater des Gründers der Anwaltskanzlei Mossack Fonseca durchgeführt, obwohl der mit dem Thema nichts zu tun hatte. Es stellte sich heraus, dass der Vater in der Waffen-SS gewesen war und nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges möglicherweise mit der CIA zusammenarbeitete. Als die Journalisten das ihren Kollegen erzählen, sind diese fasziniert, denn: «Nazis gehen immer. CIA geht auch immer. Aber die Kombination aus beidem ist fantastisch», schreiben sie in ihrem Buch. Sie fühlten sich, so schreiben sie weiter, «wie in der Persiflage eines Hacker-Films. Alle Fensterläden sind heruntergelassen, auf zwei Tischen stehen Laptops, überall sind Kabel verteilt, blinken externe Festplatten, flackern Bildschirme, brummen Rechner [...] Wir stellen unsere Laptops dazu – und tauchen ein in diesen seltsamen Kosmos.» Wie für einen richtigen Film dachten sie sich reisserische Headlines aus. So kamen sie zum Beispiel auf die Idee, die Anwaltskanzlei die «Kanzlei des Bösen» zu nennen.

Bei jedem Skandal muss es Opfer geben. Ideal für eine Kampagne ist es, so hat der Publizistikwissenschaftler Hans Mathias Kepplinger gezeigt, wenn es ein hierarchisches Täter-Opfer-Schema gibt: «Der Täter ist oben und skrupellos, das Opfer ist unten und

tenbestände angeboten worden waren, sprach vom «grössten Datenleck, das es je gab». Tatsächlich ist «Datenleck» eine euphemistische Formulierung für einen Hackerangriff auf die in Panama ansässige Anwaltskanzlei Mossack Fonseca.

Die Geschichte vom «grössten Investigativprojekt der Welt» erzählen Bastian Obermayer und Frederik Obermaier, Journalisten der *Süddeutschen Zeitung*, in ihrem 2016 erschienenen 350-Seiten-Buch «Panama Papers. Die Geschichte einer weltweiten Enthüllung». Von einem anonymen Informanten, dessen Motive sie nicht kannten, bekamen sie mehr als elf Millionen interne Dokumente der Anwaltskanzlei zugespielt, die offenbar bei einem Hackerangriff entwendet worden waren. Im Buch schildern sie ausgiebig, wie sie mit 400 Kollegen von mehr als 100 Medienorganisationen in 80 Ländern darangingen, dieses Datenmaterial zu durchforsten. Zu Deutschland hiess das beispielsweise: «Im Grunde nehmen wir eine Inventur des öffentlichen Personals der Bundesrepublik Deutschland vor. Wir listen alle wichtigen Politiker auf, Manager, Banker, Sportler, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, wir suchen nach den Superreichen, nach Verbrechern und Betrügern, und wir versuchen, möglichst viel «Skandalpersonal» zusammenzubekommen

Schweiz

Demontage des Finanzplatzes

Was bleibt von den Panama-Papers in der Schweiz?

Am dritten Jahrestag der Veröffentlichung der Panama-Papers freute sich der *Tages-Anzeiger* über «weltweit 1,2 Milliarden», die «zurück in Staatskassen» flössen. In der Schweiz ist es fraglich, ob der Staat auch nur einen einzigen Franken gewonnen hat. Der *Tages-Anzeiger* schreibt, die Eidgenössische Steuerverwaltung führe Verfahren. In Genf sehe sich ein Anwalt mit Steuernachforderungen auf einen «Umsatz von 21,3 Millionen Franken» konfrontiert, die er bestreitet. Anfragen im Zürcher Kantonsrat zeigen, dass sich alle kantonalen Verdachtsfälle auf Steuerhinterziehung auflösten.

Im Vorfeld der Veröffentlichungen hatten der *Tages-Anzeiger* und die *Sonntagszeitung* Journalisten für monatelange Recherchen



Ohne Fragezeichen: Chefredaktor Rutishauser.

abgestellt. Dies im Verbund mit der *Süddeutschen Zeitung* unter dem Schirm des International Consortium of Investigative Journalists (ICIJ). Das ICIJ ist eine amerikanische NGO, die von linken Stiftungen wie etwa jener von George Soros finanziert wird.

Besonders heiss war die Schweizer ICIJ-Abteilung auf angebliche Verfehlungen im Umfeld der Uefa. «Nach der Fifa jetzt die Uefa», titelte der *Tages-Anzeiger* am 7. April 2016, ohne jegliche Fragezeichen. Als die Bundesanwaltschaft zwei Jahre später die Ermittlungen einstellte, las man darüber wenig. Was bleibt, ist die Statistenrolle mancher Anwälte und Treuhänder im Netzwerk, in dem Russlands Präsident Putin sein Vermögen organisiert. Die Tätigkeiten dieser Berufsgruppen will der Bundesrat künftig strikter regulieren. Autokraten wie Putin werden anderswo dienstbare Geister finden. Die neue Regulierung trifft einen florierenden und zum grössten Teil sauberen Zweig des Schweizer Finanzplatzes. Florian Schwab



Pauschale Behauptungen: Journalisten Obermayer (l.) und Obermaier.

skrupulös.» Da die Opfer bei der Kampagne zu den Panama Papers nicht – so wie beispielsweise bei Umweltskandalen – offensichtlich sind, konsultierten die Journalisten Jean Ziegler, einen emeritierten Soziologieprofessor aus der Schweiz, den sie als «Mann der brachialen Worte, Stimme der Armen, Schreck der Mächtigen» aufbauen. Er sei ein «sympathisch lauter Mahner in einer Welt, die angesichts der Offshore-Schattenwelt schon so lange auffällig schweigsam geblieben ist» – und der auch eine Erklärung dafür hat, warum die Staaten nicht schärfer gegen die Machenschaften der Superreichen vorgingen: «Weil die Regierungen unter Druck stünden – unter dem Druck von Banken, Geheimdiensten, Weltkonzernen und Superreichen, der «Welt-diktatur des globalisierten Finanzkapitals.»»

In Afrika finden die Journalisten die Opfer, die für jeden Skandal so wichtig sind: «Dort arbeitet eine unsichtbare Maschinerie daran, den Kontinent zu plündern. Eine Ausbeutungsmaschinerie. Eine Koalition aus korrupten Diktatoren, skrupellosen Grosskonzernen, gewissenlosen Banken, die Hand in Hand arbeiten, geeint durch ihre Gier.»

Es handle sich um die «Parallelwelt der Reichen und Superreichen», die weltweit ein Zweiklassensystem etabliert hätten, in dem die einen ihre Steuern ganz gewöhnlich zahlten und andere selbst entscheiden könnten, wann, wie viel und ob sie überhaupt Steuern bezahlten. Neben Schurken und Opfern muss es auch Helden geben in einem Skandal – und das ist neben dem emeritierten Soziologieprofessor vor allem der Leiter des Wuppertalers Finanzamtes für Steuerstrafsachen und Steuerfahndung, gegen den in der Schweiz ein

Haftbefehl wegen Verdachts der «Gehilfenschaft zum wirtschaftlichen Nachrichtendienst» und der Verletzung des Bankgeheimnisses erlassen wurde, weil er illegal beschaffte Steuer-CDs ankaufte: Wahrscheinlich habe «kaum jemand für die Steuergerechtigkeit in Deutschland so viel getan» wie dieser Beamte.

Mit der Legalität des Datenerwerbs und der weiteren Frage, ob es unter dem Aspekt des Datenschutzes und der Persönlichkeitsrechte

Die «guten Geschichten» über die pauschal an den Pranger gestellten Superreichen sind eher rar.

in Ordnung ist, diese Daten zu veröffentlichen, setzen sich die Autoren des Buches kaum auseinander. Sie sprechen vage von «womöglich gestohlenen Daten» und beschreiben ihre Angst, diese über die Grenze der USA zu bringen.

Und das Ergebnis?

Was ist, international betrachtet, das Ergebnis dieser grössten internationalen journalistischen Rechercheaktion der Geschichte? Es finden sich Briefkastenfirmen und Dokumente unter anderem über arabische Staatschefs, lateinamerikanische Machthaber, Mitglieder international agierender Mafiabanden, Personen aus dem Umfeld des russischen Staatsschefs Wladimir Putin oder Drogenbosse, Finanzbetrüger, Mafiosi, Waffenschmuggler, Steuerhinterzieher, Sanktionsbrecher und Betrüger so ziemlich jeder Sorte.

Dass alle diese Personen Briefkastenfirmen unterhalten, dürfte kein besonders über-

raschender Befund sein. Wesentlich dünner wird die Liste bei westlichen Politikern und Wirtschaftsvertretern – hier hatte die Enthüllung die grössten Auswirkungen auf führende Politiker von Island, die zurücktreten mussten. Dass sich in den elf Millionen Dokumenten nur 3500 Anteilseigner von Offshore-Firmen finden, die eine US-amerikanische Adresse angaben, und gerade einmal Kopien von 200 Pässen von Amerikanern wird damit begründet, diese hätten genug Möglichkeiten innerhalb ihres Landes, Steuern zu hinterziehen. «Dass sich in den «Panama Papers» vor allem Hinweise auf Ausländer finden, die zweifelhafte Anlagen tätigen, bedeutet nach Ansicht von Kennern der Branche nicht, dass reiche Amerikaner nicht von der Partie seien.»

Wie steht es mit den Superreichen, die in der journalistischen Kampagne eine so wichtige Rolle spielten? In dem Buch heisst es: «Bei grösseren Mengen geheimer Daten ist rein statistisch die Wahrscheinlichkeit ziemlich hoch, dass gute Geschichten darin stecken.» Es ist die Rede von einer «dreistelligen Zahl sehr berühmter und sehr reicher Familien», die sich im gesamten Datenbestand gefunden hätten. Die «guten Geschichten» über die in der Kampagne pauschal an den Pranger gestellten Superreichen sind jedoch eher rar. Nur mit wenigen Sätzen wird ein für das ganze Thema wesentlicher Tatbestand erwähnt: «Natürlich gibt es viele Gründe, Offshore-Firmen zu nutzen – und natürlich ist ihr Besitz nicht per se strafbar.» Die Tatsache, dass ein Name in dem Datenbestand auftaucht, ist also, für sich genommen, weder ein Beleg für eine illegale Handlung noch für etwas, das unter moralischen Gesichtspunkten kritikwürdig wäre.

Nur wenige Seiten in dem Buch sind den typischen Superreichen und Vorstandsvorsitzenden grosser Firmen gewidmet. Über Deutschland heisst es: «Wir sehen beispielsweise einige Männer aus den Vorstandsetagen der grössten deutschen Firmen, die Offshore-Firmen auf den Britischen Jungferninseln kaufen, weil sie ihre Villa auf Mallorca oder in der Karibik damit halten wollen, oder weil der Vorbesitzer ihnen diese Villa nur so verkaufen wollte. Einer von ihnen schickt uns sogar Auszüge aus seiner Steuererklärung, um zu beweisen, dass alles mit rechten Dingen zugegangen ist. Ein anderer kündigt am Telefon sofort an, er werde «gnadenlos die Hosen runterlassen», er habe nichts zu verbergen – und lädt zum Termin mit seinem Steuerberater.» Ob die Journalisten dieser Einladung gefolgt sind und ob sie die Auszüge aus der Steuererklärung geprüft haben (und, wenn ja, was dabei herauskam), erfährt der Leser des Buches nicht.

Einzelfall zur Regel stilisiert

Es heisst lediglich, Ferdinand Piëch, mehrere

Angehörige der Familie Porsche und Silvia Quandt seien als Direktoren von Panama-Firmen gemeldet. Sie hätten jedoch erklärt, die Firmen seien Teil eines nie genutzten Konstruktes gewesen, das auch keinerlei Steuervorteile gebracht habe. Ob die Journalisten, die ja alle Daten der Anwaltskanzlei (vertrauliche Mails und interne Dokumente) zur Verfügung hatten, diese Behauptungen geprüft haben und, falls ja, was dabei herausgekommen ist, erfährt der Leser ebenfalls nicht. Man darf jedoch davon ausgehen, dass nichts dabei herausgekommen ist, denn sonst hätten die Autoren mit Sicherheit davon berichtet. Es werden also Namen genannt, die auf einer Liste standen, auch wenn nicht der geringste Anhaltspunkt dafür gegeben ist, dass diese Personen fragwürdig oder gar illegal handelten. Beim Leser bleibt hängen, dass diese Personen in einer Gemeinschaft mit russischen Oligarchen, afrikanischen Despoten, Geldwäschern der Mafia und anderen «der grössten Drecksäcke dieser Welt» stünden. Eine der wenigen deutschen Geschichten, die ausführlicher erzählt werden, ist die eines ehemaligen Siemens-Mitarbeiters, was jedoch auch keine grosse Überraschung ist, da seit 2006 bekannt war, dass das Unternehmen weltweit Schmiergeldzahlungen geleistet hat, was zu Verhaftungen, Verurteilungen und Strafzahlungen in dreistelliger Millionenhöhe führte – übrigens ein Beleg dafür, dass die pauschale These, internationale Konzerne und Reiche kämen stets ungeschoren davon, so nicht richtig ist.

Als ein wesentliches Charakteristikum der Berichterstattung über Skandale nennt Kephlinger die «nahezu vollständige Vernachlässigung ihrer relativen Häufigkeit». Durch die Nennung von (vermeintlich) hohen Zahlen und die Aneinanderreihung zahlreicher Einzelbeispiele wird beim Leser der Eindruck erzeugt, ein bestimmtes Verhalten sei typisch für eine Gruppe von Menschen – im Fall der Panama Papers: der Reichen. In der *Süddeutschen Zeitung* hiess es am 5. April 2016 unter der Überschrift «Verloren im Paradies» in grosser



«Stimme der Armen»: Soziologe Ziegler.

Schrift im Vorspann: «Bundesverdienstkreuzträger, Bordellkönige, Spitzenmanager: Viele Tausend Deutsche nutzten die Dienste von Mossack Fonseca – unter ihnen auch ein schusseliger Milliardär, der am Ende nicht mehr wusste: Wo ist eigentlich meine Offshore-Firma?» Im Artikel selbst wird deutlich, dass die nachgewiesene Zahl niedriger ist und man allenfalls sehr grob schätzen kann. Hier ist nicht mehr von «vielen Tausend Deutschen» die Rede, sondern es heisst sehr viel vager:

«Bei den meisten Deutschen lässt sich nicht klären, ob sie wirklich das Finanzamt betrogen haben.»

«Alles in allem – das lässt sich aus internen Listen von Mossack Fonseca abschätzen – dürfte eine deutlich vierstellige Zahl Deutsche die Dienste der Kanzlei aus Panama in Anspruch genommen haben. So lassen sich aus den Dokumenten allein einige Hundert deutsche Adressen herausfiltern [...]» Es fänden sich dort rund 200 Kopien deutscher Ausweisdokumente, obwohl «allem Anschein nach» nur die Minderheit der Kunden Ausweispapiere hinterlegt habe.

Ohne Anfangsverdacht

Viel entscheidender als die Zahl ist jedoch die Frage, was es beweist, dass jemand Kunde der Kanzlei war oder ist. Die Hauptüberschrift der Serie «Die Geheimnisse des schmutzigen Geldes» bleibt beim Leser stärker haften als der in einem der vielen ganzseitigen Artikel versteckte Hinweis: «Bei den meisten Deutschen in den Panama Papers lässt sich allerdings nicht klären, ob sie wirklich das Finanzamt betrogen oder ob sie die Einkünfte deklariert haben; die Steuerbehörden geben dazu keine Auskunft.» Die bei rechtsstaatlichen Verfahren wichtige Unschuldsvermutung gilt hier nicht, denn selbst ohne Anfangsverdacht wird jemand, dessen Name sich in dem durch einen Hackerangriff illegal erworbenen Datenmaterial befand, in einem Atemzug mit Mafiosi, Drogenhändlern und korrupten Politikern genannt.

Doch zurück zur Frage, wie verbreitet die Nutzung solcher Offshore- beziehungsweise Briefkastenfirmen durch Reiche ist. In der *Süddeutschen Zeitung* heisst es: «Die Panama Papers zeigen auch, welche Rolle Offshore-Firmen in der Welt der Superreichen spielen: Hunderte Millionäre und Milliardäre horten ihr Vermögen in Steuer-Konstruktionen, die von Mossack Fonseca stammen, darunter 29 Personen, die auf der Forbes-Liste der 500 reichsten Menschen der Welt genannt werden.» Man könnte das natürlich auch anders formulieren: Die Namen von mehr als 94 Prozent der Superreichen, die auf der Forbes-Liste stehen, finden sich nicht in den über elf Millionen Dokumen-

ten. Und von denen, die sich dort finden, haben vermutlich sehr viele Motive, die nicht ehrenrührig sind. Andererseits: Natürlich gibt es neben Mossack Fonseca zahlreiche ähnliche Firmen, so dass es vermutlich unmöglich ist, auch nur annähernd genau zu bestimmen, wie hoch der Prozentsatz von Reichen ist, die solche Briefkastenkonten nutzen, und in wie viel Prozent dieser Fälle dies mit illegalen Aktivitäten wie Schwarzgeldwäsche oder Steuerhinterziehung verbunden ist.

In den Artikeln und dem dazugehörigen Buch wird jedoch – ohne dass dies auch nur ansatzweise belegt wird – pauschal behauptet: «In der Parallelwelt der Reichen und Superreichen mag all das normal sein, dass Konten, Aktien, Häuser, Yachten und Sonstiges von Offshore-Konstrukten gehalten werden, die sich zum Teil über mehrere Kontinente und Länder ziehen.» Zwar sei der Besitz von Briefkastenfirmen nicht illegal, doch, so wird hinzugefügt: «Wir können allerdings sehr wohl die Feststellung machen, dass sich weltweit ein Zweiklassensystem etabliert zu haben scheint, in dem die einen ihre Steuern ganz gewöhnlich bezahlen – und andere, weil sie die Mittel dafür haben, selbst entscheiden können, wann, wie viel oder ob sie überhaupt Steuern zahlen.» Für die Wohlhabenden gebe es «keine Regeln». Das ist natürlich abwegig: Es gibt für sie Regeln (wie für Normalbürger auch), aber es gibt unter ihnen (wie unter Normalbürgern auch) solche, die gegen diese Regeln verstossen.



Bei diesem Text handelt es sich um einen gekürzten Auszug aus dem kürzlich erschienenen Buch von Rainer Zitelmann: «Die Gesellschaft und ihre Reichen. Vorurteile über eine beneidete Minderheit» (Finanzbuch-Verlag, 464 S., Fr. 51.90)

VALUES WORTH SHARING

«Meine Bank legt Wert auf Werte.»

Peter Bollmann, LGT Kunde seit 2009

lgt.ch/values

Öko-Paradies Schweiz

Von Alex Baur — Der Umweltschutz war ein urbürgerliches Anliegen, lange bevor die Linke das Thema besetzte. Zur Schweiz gehört indes auch, dass man diese Erfolge nicht an die grosse Glocke hängt.



Mehr als ideologisch-modischer Lifestyle: Blick von Il Jalet auf den Nationalpark im Münstertal.

Eigentlich ist es uns fast peinlich, über dieses Klischee zu reden, doch fast jeder, der etwas in der Welt herumgekommen ist, wird bestätigen: Die Schweizer haben es gerne sauber und ordentlich, nicht nur in den eigenen vier Wänden. Ausser vielleicht in Japan oder in Skandinavien ist die Hygiene im öffentlichen Raum nirgends so selbstverständlich wie in der Schweiz. Die Frage lautet: Wie schaut es hinter den Kulissen aus? Ist die herausgeputzte Oberfläche etwa nur da, um vom dreckigen Inhalt abzulenken?

Durchforstet man die Websites des Bundesamtes für Umwelt (Bafu), erhält man den Eindruck, dass vieles im Argen liegt. Der motorisierte Verkehr wächst und wächst seit Jahren. Die Überdüngung der Böden setzt unseren

Wäldern zu. Rund ein Viertel der Wasserkraftwerke erfüllt die gesetzlichen Umweltauflagen nicht; Fische leiden an künstlichen Barrieren und abrupt wechselnden Wasserständen. Mit jährlich 716 Kilo Kehricht pro Einwohner und Jahr liegt die Schweiz weit über dem weltweiten Schnitt. Die Grenzwerte für Ozon, Feinstaub und Stickstoffe sind streng, aber sie werden immer wieder überschritten.

Schaut man sich die Bafu-Berichte allerdings etwas genauer an, stellt man fest: Der Schweizer Umwelt geht es besser denn je.

Wald und Biosphäre: Ein Drittel der Fläche der Schweiz ist bewaldet, wobei diese Fläche ständig wächst. Im Gegensatz zu den meisten ande-

ren Ländern wird der Wald sanft bewirtschaftet, also fast ohne Flächenrodungen, mit natürlichem Nachwuchs. Der Wald wird eher zu wenig genutzt, was zu einer Überalterung führt. Das grösste Problem bilden die Wildschäden, was wiederum darauf hinweist, dass sich so viele freie Tiere in den Wäldern herumtreiben wie schon lange nicht mehr. Sogar Bären und Wölfe kehren zurück.

Wasser: Während der Trinkwasserverbrauch pro Person in den letzten vierzig Jahren von rund 500 auf 300 Liter pro Tag zurückgegangen ist, wurde das Wasser immer sauberer. Praktisch 100 Prozent des Abwassers werden so gereinigt, dass es gefahrlos getrunken werden

könnte. Der Phosphorgehalt in den Gewässern ging so dramatisch zurück, dass man sich überlegt, gewisse Seen künstlich zu düngen. Zahlreiche einst zubetonierte Fließgewässer und Uferpartien wurden renaturiert.

Kehricht: 53 Prozent der Siedlungsabfälle werden wiederverwendet; mit einer Sammelquote von 96 Prozent beim Glas, 90 Prozent beim Aluminium und 82 Prozent beim PET dürfte die Schweiz den Weltrekord halten. Der verbleibende Kehricht verbrennt in der Regel nicht nutzlos, er wird zur Gewinnung von Strom und Fernwärme genutzt. Die Wiederverwertung von Rohstoffen aus der Schlacke («Urban Mining») ist bereits heute Realität.

Luft: Obwohl munter gebaut wird, ist der Jahresverbrauch von Erdöl in den letzten 25 Jahren praktisch halbiert worden. Der Ausstoss von Schwefeldioxid ging im gleichen Zeitraum um über 80 Prozent zurück. Die Feinstaub-Emissionen wurden in den letzten zehn Jahren um 12 Prozent reduziert, jene von Stickoxid sogar um 27 Prozent. Auch dank dem praktisch CO₂-freien Strommix (36 Prozent Atom-, 60 Prozent Wasserkraft) verursacht die Schweiz nur gerade 4,5 Tonnen CO₂ pro Kopf und Jahr; gemessen an Deutschland (9,7 Tonnen), China (7,4 Tonnen) oder den USA (16,4 Tonnen) steht sie damit vorbildlich da.

Dabei hat die Schweiz nicht immer die strengsten Gesetze – doch diese werden in der Regel umgesetzt. Föderalismus und direkte Demokratie bringen es mit sich, dass viele Prozesse etwas länger dauern. Das zeigt sich etwa bei der Kehrichtsackgebühr, deren Einführung sich über viele Jahre hinzog. Doch als sich das Verursacherprinzip mit der Zustimmung der Stimmbevölkerung einmal durchgesetzt hatte, genoss es eine grosse Akzeptanz.

Zu den Eigenheiten der Schweiz gehört allerdings auch, dass man diese Erfolge nicht an die grosse Glocke hängt. Man mag sich nicht an jenen messen, die es schlechter machen, sondern setzt seine eigenen Massstäbe. Diese Haltung zeigt, dass man es ernst meint. Unglaublich wird sie erst, wenn wir uns selber schlechter darstellen, als wir wirklich sind.

So rechnet die Schweiz etwa ihre hervorragende CO₂-Bilanz schlecht, indem sie zu den eigenen Emissionen auch jene addiert, die bei der Herstellung von importierten Produkten anfielen. Mit diesem Rechentrick schafft die Schweiz eine Verdreifachung der CO₂-Emissionen, die sie dann doch noch auf das Niveau eines Sünders erhebt. Das theoretische Rechenmodell ist schon deshalb unsinnig, weil die Schweiz damit Busse für Emissionen offeriert, die andere zu verantworten haben und die sie schwerlich beeinflussen kann.

Es ist auch nicht so, dass es die linken Bewegungen waren, welche den Schweizern ein

ökologisches Gewissen beigebracht hätten. Die Grüne Partei formierte sich erst in den 1980er Jahren nach dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus aus den Restbeständen marxistischer Gruppierungen wie Poch und SAP (Sozialistische Arbeiterpartei). Ihr Hauptthema war der Kampf gegen die Kernenergie, der wiederum auf die Friedensbewegung der 1970er Jahre zurückgeht. Bis dahin war der Natur- und Umweltschutz ein ziemlich unideologisches Anliegen. Allerdings änderten sich die Forderungen und Prioritäten über die Jahrzehnte stark.

Ganz am Anfang stand der Tierschutz in Zentrum. Es ging dabei vor allem um Nutztierhaltung und Vivisektion. 1849, ein Jahr nach der Gründung des Bundesstaates, konstituierte sich in Basel der erste Tierschutzverein. 1861 wurde der «Schweizerische Centralverein zum Schutz der Thiere» gegründet, einer der ersten gesamtschweizerischen Verbände überhaupt. Diese Kreise lancierten wenige Jahre später die erste nationale Volksinitiative, die das «Schlachten ohne vorherige Betäubung» verbietet (was fälschlicherweise oft als «Schächtverbot» bezeichnet wird; siehe *Weltwoche* Nr. 51/09, «Streit ums Vieh»).

Bereits im 19. Jahrhundert war auch der Schutz des Waldes ein grosses Thema. 1876 wurde das erste nationale Forstgesetz erlassen. Es ging dabei vor allem um den Erhalt von Schutzwäldern in den Alpen und die Verhinderung von Erosion. Der Natur- und Umweltschutz, wie wir ihn heute verstehen, wurde allerdings erst am Anfang des 20. Jahrhunderts zum grossen Thema.

Den Anfang machte der Heimatschutz. Nachdem 1905 der Grosse Rat in Solothurn die historischen Stadtmauern niederreißen wollte, kam es landesweit zu Protesten. Dies gab den Anstoss zur Gründung des Schweizer Heimatschutzes unter der Federführung des freisinni-

Bereits im 19. Jahrhundert war auch der Schutz des Waldes ein grosses Thema.

gen Albert Burckhardt-Finsler. Bemerkenswert war auch die starke Präsenz von Frauen. Der Heimatschutz beschränkte sich nicht auf historische Bauten, er opponierte insbesondere auch gegen geplante Bergbahnen und Stauseen.

Ein Jahr danach, 1906, wurde die Schweizerische Naturschutzkommission gegründet, die später in den Schweizerischen Bund für Naturschutz (SBN, heute Pro Natura) überging. Ein erster Meilenstein wurde mit dem Schweizerischen Nationalpark (1914) im Engadin gesetzt, das erste Schutzgebiet dieser Art

in Mitteleuropa. 1913 begrüßte Bundesrat Ludwig Forrer (FDP) Vertreter aus siebzehn Ländern zur ersten «Internationalen Konferenz für Weltnaturschutz» in Bern. Auch hier spielte die Schweiz eine Pionierrolle. Vertreten waren in erster Linie die damaligen Kolonialmächte; sie sollten den Umweltschutzgedanken in die Welt hinaustragen.



Bundesrat Forrer.

Im 20. Jahrhundert konnte in der Schweiz kein grösseres Bauwerk mehr verwirklicht werden, ohne dass Heimat- und Naturschützer ein Wörtchen mitredeten. Zahllose Eingriffe in Natur und Landschaft – von der Bahn aufs Matterhorn bis zum Stausee auf der Greina-Ebene – wurden verhindert. Politisch-ideologisch waren die Umweltschützer kaum einzuordnen, sie hatten Anhänger und Gegner in allen Parteien. Das änderte sich erst in den 1980er

Jahren, als die gescheiterten Marxisten das Öko-Thema kaperten.

Dieser Wandel lässt sich am Beispiel der Kernenergie illustrieren. Mit dem rasanten Wachstum in der Nachkriegszeit wuchs der Bedarf an Strom. Da das Potenzial für neue Wasserkraftwerke weitgehend ausgeschöpft war, setzte die Wirtschaft auf Öl. Doch mit Ausnahme von Chavalon im Wallis scheiterten alle Projekte am Widerstand der Bevölkerung. So kam es, dass die Schweiz unter Federführung der SP-Bundesräte Willy Spühler, Hans-Peter Tschudi und Willi Ritschard und mit Unterstützung des mächtigen Bundes für Naturschutz auf Kernenergie setzte.

Alle Atomprojekte in der Schweiz wurden von den Anrainern in irgendeiner Form an der Urne gutgeheissen (sogar das heissumstrittene Projekt in Kaiseraugst). Ein halbes Dutzend Atomausstiegs-Initiativen wurden dagegen vom Souverän abgelehnt, die letzte im November 2016 mit 54,2 Prozent Nein-Stimmen. Ein halbes Jahr später segneten allerdings 58 Prozent des Stimmvolkes auch die Energiestrategie 2050 (Energiewende) ab, die einen langfristigen Ersatz der Kernenergie durch alternative Stromlieferanten wie Wind, Sonne und Biomasse sowie eine Drosselung des Energiekonsums durch einschneidende Lenkungsabgaben postuliert.

Rotgrüne Planspielereien und Labels sind das eine. Real ist nur, was umgesetzt wird. Neue Stromleitungen, welche die Energiewender für Importe brauchen, und insbesondere die geplanten Windanlagen, stossen im Öko-Land Schweiz landauf, landab auf erbitterten Widerstand. Tier-, Vogel-, Heimat- und Landschaftschützer aus allen politischen Himmelsrichtungen laufen Sturm gegen die grünen Monster im Grünen. Der Schutz der Natur sitzt tief in den Seelen; er ist in diesem Land mehr als ideologisch-modischer Lifestyle.

Die Waffen einer Frau

Von Philipp Gut — Ines Kessler lernt Büchsenmacherin und ist Präsidentin des Komitees «Frauen für das Recht auf Waffenbesitz». Die 26-jährige Thurgauerin kritisiert prominente bürgerliche Politikerinnen, die in legalen Schusswaffen plötzlich ein Problem sehen wollten.



«Ich fühle mich sicher in der Schweiz und will, dass es so bleibt»: Politaktivistin Kessler.

Die argumentativen Schützengraben schienen längst bezogen, da meldete sich Ende April ein Komitee zu Wort, das auf den ersten Blick überraschen mag. Es nennt sich «Frauen für das Recht auf Waffenbesitz» und steht ziemlich schräg in der politischen Landschaft. Dem Klischee nach ist die Welt der Waffen nämlich eine Männerdomäne, und wenn es etwa darum geht, Armeepistolen oder -sturmgewehre aus dem privaten Raum zu verbannen, engagieren sich Politikerinnen verschiedener Parteien gerne lautstark an vorderster Front. Das vor allem in urbanen Milieus gepflegte Vorurteil besagt, dass nur bärtige Ewiggestrige für das Bürgerrecht eintreten, eine Waffe zu tragen. Das neugegründete Komitee tritt jetzt den Gegenbeweis an. Ihm gehören ausschliesslich Frauen an, und die meisten davon sind erst noch sehr jung. Präsidentin und Kopf der Bewegung ist die 26-jährige Ines Kessler aus Kreuzlingen.

Obwohl sie keiner Partei angehört, hat sie sich schnell einen Namen gemacht mit ihren furchtlosen Auftritten in Fernsehsendungen wie der «Arena» oder bei Podiumsdiskussionen. «Viele Frauen finden das cool», sagt Kessler. «Sie teilen meine Ansichten, möchten diese aber nicht unbedingt an die Öffentlichkeit tragen und aktiv mit den Medien kommunizieren.» Auf seiner Website (www.frauen-gegen-das-entwaffnungsdiktat.ch) präsentiert das Komitee aber eine ganze Galerie von Frauen unterschiedlichster Herkunft und Ausbildung, die sich für das Anliegen einsetzen. Darunter sind auch einige Jungpolitikerinnen von FDP und SVP.

Ines Kessler weiss, wovon sie spricht. Sie versteht mehr von Waffen als die allermeisten Männer in diesem Land, das immer so stolz war auf seine Miliztradition. Mit Betonung auf «war». Heute lasse sich die Schweiz von der EU, die keine vergleichbaren historischen Erfahrungen aufweisen könne, vorschreiben, wie sie den Umgang mit dieser Tradition regle, kritisiert Kessler. Das Gespräch findet in passender Umgebung statt. Wir sitzen in den Ladenräumlichkeiten der Kessler Auktionen AG in Kreuzlingen. Das Geschäft ist voll von Schusswaffen aller Art aus verschiedenen Jahrhunderten. Plakate von legendären Herstellern wie Winchester oder Smith & Wesson zieren die Wände. Die dreimal jährlich stattfindenden Auktionen ziehen Sammler aus der ganzen Welt an. Die Firma ist ein echter Familienbetrieb. Vater Werner Kessler ist seit mehr als vierzig Jahren

im Geschäft. Ines' Bruder Pablo arbeitet ebenfalls dort, und auch die Mutter hilft aus, wenn es an den Auktionstagen hoch zu- und hergeht und sich die Liebhaber um den Besitz der begehrten Stücke duellieren. Ein Beispiel aus der Auktion vom letzten November ist die erste Maschinenpistole der Welt aus dem Jahr 1915, hergestellt von den Officine di Villar Perosa in Italien. «Eine ganz schöne Waffe», schwärmt Ines Kessler. Ausgeschrieben war sie für 19 000 Franken. Ein Sammler erstand sie schliesslich für fast das Dreifache.

Was führt eine junge Frau ins Waffenbusiness? Auch wenn ihr Vater in der Szene ein bekannter Name ist, war dieser Weg für die Tochter nicht unbedingt vorgezeichnet. Nach der pädagogischen Matura studierte sie zuerst einige Semester Rechtswissenschaften in Freiburg. Zuvor hatte sie freiwillig Militärdienst geleistet, als Durchdienerin bei der Infanterie in der Flugplatzsicherung. «Warum tue ich mir das an?», habe sie dabei bisweilen gedacht. Körperlich sei es manchmal «grenzwertig» ge-

Kessler hat für diesen Wankelmut gestandener Politikerinnen kein Verständnis.

wesen. Im Allgemeinen habe sie als Frau in der Armee aber gute Erfahrungen gemacht. Anders als viele Geschlechtsgenossinnen, die von Gleichstellung nur reden, aber nie im Leben auf die Bevorzugung verzichten würden, keinen Militärdienst leisten zu müssen, nahm Ines Kessler die Herausforderung an. Dass sie schliesslich doch noch in den Familienbetrieb fand, hatte weniger mit väterlichen Beeinflussungsversuchen, sondern mehr mit einer Peer-group von Kollegen zu tun, mit denen sie in der Freizeit die Freude am Schiessen entdeckte. Sie entschied sich dafür, das Geschäft von Grund

auf zu lernen. Einen Tag nach der Waffenrechts-Abstimmung vom 19. Mai wird sie die Lehrabschlussprüfung als Büchsenmacherin absolvieren. An diesem seltenen Beruf schätze sie die Vielseitigkeit: die Faszination der Technik, die Mechanik, die filigranen Teile, aber auch die Energie von Schusswaffen, die Arbeit mit Metall und Holz. Da viele Stücke heute gar nicht mehr hergestellt würden, brauche es auch historisches Wissen und die Gabe, sich in die Ideen von Konstrukteuren aus vergangenen Zeiten hineinzuzusetzen.

Politikerinnen drehen sich um 180 Grad

Scharf schießt Ines Kessler nicht nur im Schiessstand, sondern auch auf dem politischen Parkett. Anlass für die Gründung ihres Komitees seien Aussagen von diversen Politikerinnen gewesen, «welche sich 2010/2011 für privaten Waffenbesitz geäussert hatten und jetzt eine um 180 Grad andere Meinung vertreten». Viele von ihnen profilierten sich heute ausgerechnet im Pro-Komitee «Frauen für die Sicherheit – Sicherheit für die Frauen!». Kessler scheut sich in diesem Zusammenhang auch nicht, Namen bekannter bürgerlicher Politikerinnen zu nennen. Auf ihrer Website hat sie einige der *flip-flops* mit Zitaten von damals und heute aufgelistet. So sagte die Zürcher FDP-Nationalrätin Doris Fiala 2011 zur Volksinitiative «Für den Schutz vor Waffengewalt»: «Als Frau und Mutter lehne ich die Initiative entschieden ab. Denn sie erhöht die Sicherheit nicht und kann leider auch Suizide nicht verhindern.» Im Mai 2019 stimmt Fiala praktisch demselben Anliegen zu, weil so «die Sicherheit für Frauen nachhaltig gesteigert» werde. In dasselbe Horn blies damals ihre Aargauer Parteikollegin Corina Eichenberger-Walther. «Wer echte Sicherheit will, setzt bei der Bekämpfung des Waffenmissbrauchs auf die konsequente Umsetzung der geltenden strengen Schweizer Gesetze.» Und

heute? Da sitzt Eichenberger-Walther im Frauenkomitee, welches die Übernahme der EU-Waffenrichtlinie befürwortet. Auch Justizministerin Karin Keller-Sutter, vormals Militärdirektorin im Kanton St. Gallen, lehnte das ähnlich lautende Begehren von 2011 ab, während sie heute wie der Gesamtbundesrat plötzlich mit den linken Gegnern der Schweizer Miliz-, Jäger- und Schützentraktion marschiert.

Ines Kessler hat für diesen Wankelmut gestandener Politikerinnen kein Verständnis. Für sie geht es am 19. Mai nicht «nur» um die Waffenfrage, sondern auch um die Verteidigung der schweizerischen Demokratie. Es gebe keinen sachlichen Grund, das Diktat aus Brüssel zu übernehmen, sagt sie. Ein reales Problem mit den legalen Besitzern von Schusswaffen existiere gar nicht. «Ich fühle mich sicher in der Schweiz und will, dass es so bleibt.» Die nun zur Abstimmung gelangende Änderung würde «Unschuldige kriminalisieren» und eine unnötige «Kontrollbürokratie» aufbauen. Mit dieser Meinung steht Kessler nicht allein. In der Vernehmlassung schrieb etwa der Regierungsrat des Kantons Thurgau, er lehne die Vorlage «in der aktuellen Fassung» ab. Der «stark erhöhte Verwaltungs- und Kontrollaufwand» sei «unverhältnismässig». Viele Stimmbürger hätten jedoch eine «diffuse Angst», bei einem Nein zur neuen Richtlinie könnte der Schengen-Vertrag wegfallen. Dieses Risiko hält Kessler für klein: «Die EU hätte keinen Vorteil, wenn die Schweiz nicht mehr am Schengen-System teilnehmen würde.» Kein europäisches Land könne ein Interesse daran haben, dass die Eidgenossenschaft diesbezüglich ein «blinder Fleck» auf der Landkarte werde. Es würden sofort neue Verträge abgeschlossen, um die entstandenen Lücken beim Austausch von Polizeidaten zu schliessen. Sagt's und verabschiedet sich, um für die Lehrabschlussprüfung am Tag nach der Volksabstimmung zu lernen.

Börsen-Jahr 2019:

Wie es weitergeht.

Diese Woche:
Die Anlage-Strategie für alle Fälle.



www.handelszeitung.ch | Kostenloser Newsletter | Jeden Donnerstag am Kiosk | Als mobile App für iPad und iPhone | Digital-Abo zum Kennenlernen

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

Handelszeitung

Einfältiges und Vielfältiges

Von Christoph Mörgeli

Dem Uno-Weltbiodiversitätsrat sei Dank. Nach Klimaerhitzung, Gletscherschmelze und Treibhausgasen geht's fliegend in die nächste Umweltkatastrophe. «Mission B – für mehr Biodiversität», bringt es «Doku Plus» von Fernsehen SRF ins Krimi-Format. «Eine von acht Millionen Arten bedroht», bedroht uns SRF: «Klimaschutz und Konsumverzicht sind gefragt». Die «Tagesschau» ächzt mit letzter Kraft: «Das grösste Artensterben seit dem Verschwinden der Dinosaurier». Die Sendung «10 vor 10» stöhnt: «Heute zeigen wir, wie die Wissenschaft Alarm schlägt.» Und der *Tages-Anzeiger* alarmiert: «Das Massensterben beschleunigt sich.»

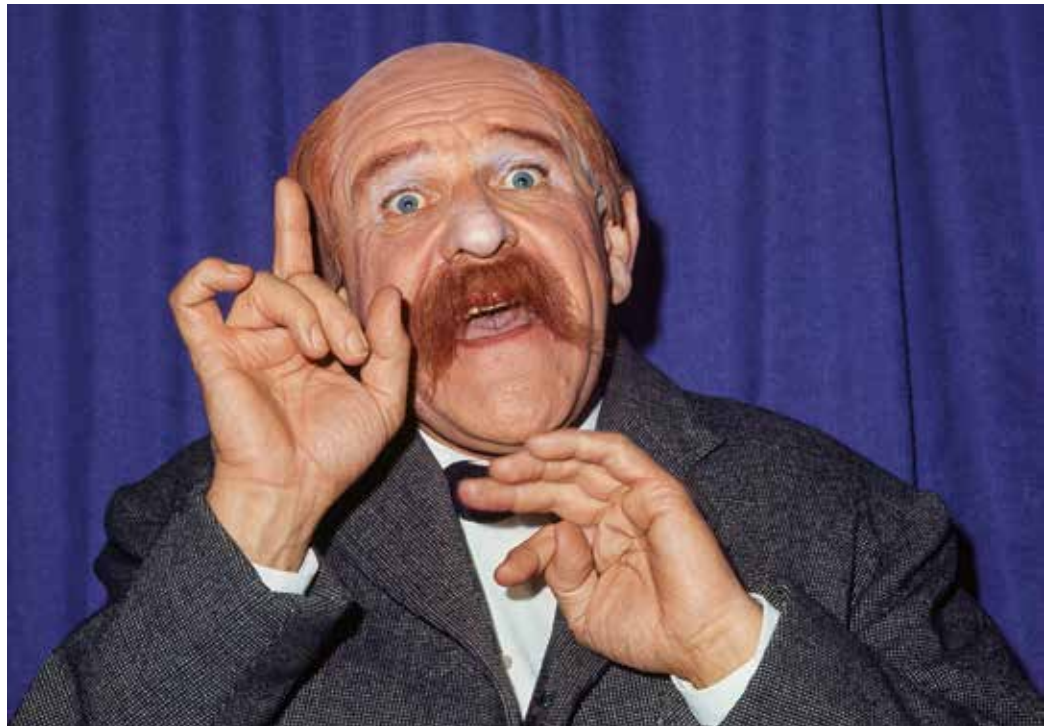
Schuld am ganzen Elend sind – die Bauern: «Auf den gerodeten Flächen wächst Soja, das auch in den Futtertrögen von Schweizer Bauern landet.» Oder: «Die in der Landwirtschaft eingesetzten Pestizide und Stickstoffe bedrohen Tier- und Pflanzenarten.» Gefragt sei «eine deutlich grünere Landwirtschaft», befehlen die Umweltbürokraten in ihren hochklimatisierten Büros. Um schnarrend fortzufahren: «Die Nutzung der Böden setzt der Artenvielfalt zu.» Unser Bauernstand sei verantwortlich für das Verschwinden von Insekten, Brutvögeln und Farnkräutern. Warum betreiben die Bauern – so lamentieren die Urbanen – statt Naturgärten noch immer die Produktion von Milch, Obst und Gemüse? Warum nur wollen wir Menschen ständig essen, statt uns endlich um die Artenvielfalt zu kümmern?

Null und nichts mit dem Artensterben zu tun hat nach Meinung unserer Leitmedien die Zurbetonierung der Landschaft. Und die Überbauung unserer Natur wegen der nach wie vor ungezügelter Masseneinwanderung. Nichts hat offenbar unserer Flora und Fauna wohlher getan als die Verdoppelung der Einwohnerzahl der Schweiz innerhalb eines Menschenlebens. Keinerlei Schuld am Verlust der Biodiversität trägt der überparteiliche Anti-SVP-Verband, der den ungebremsten Zustrom in eine 8,6-Millionen-Schweiz zulässt. Wir dürfen immerhin erwarten, dass die Linken und Grünen die Biodiversität unseres Landes wenigstens in einem Bereich anerkennen. Wenn schon nicht bei Pflänzchen und Tierchen, so doch bei der Spezies Mensch: Es gibt wohl kaum irgendeine menschliche Sparte irgendeines Fleckleins dieser Welt, die sich mittlerweile nicht in unserem Land ausbreitet. Mehr menschliche Artenvielfalt gab's in der Eidgenossenschaft noch nie.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

HD Lämppli war bereits 1954 in China

Von Peter Bodenmann — Karl Dellberg und Alfred Rasser besuchten nach dem Zweiten Weltkrieg die Volksrepublik China. Für sie folgenreich.



Geschichte wiederholt sich als Farce: 65 Jahre später hinterlässt Ueli Maurer in Peking eine Schleimspur.

1954 folgten Karl Dellberg und Alfred Rasser einer Einladung nach China. Die beiden Demokraten wurden nach ihrer Rückkehr von den rechten Schweizer Antikommunisten beschimpft, bedroht und ausgegrenzt. Rasser konnte fast nirgends mehr auftreten. Er war gezwungen, sich als HD Lämppli in seinen Filmen neu zu erfinden.

Bestandteil der 68er Bewegung war die KPS/ML, die Partei der pekingtreuen Maoisten. Die verbreiteten in ihrer Zeitschrift, dem *Oktober*, die Worte des Grossen Vorsitzenden Mao Zedong.

Jetzt schreibt der chinesische Botschafter aus Bern jeden Monat einen Beitrag für die *Weltwoche*. Und Ueli Maurer sind die Chinesen inzwischen lieber als die Europäer. Während die SP vom Anti-amerikanismus auf einen Anti-China-Kommunismus-Kurs wechselt.

Die Chinesen wollen mit dem Segen von Ueli Maurer den Hafen von Genua kapern, während die SVP sich dagegen wehrt, dass die Schweiz die Zufahrtlinien Richtung Genua mitfinanziert und mitkontrolliert. Und den Hafen anstelle der Chinesen kauft. Aus der Portokasse der Nationalbank. Uns fehlt in diesen Tagen ein einschlägiges Theaterstück von Friedrich Dürrenmatt mit dem Titel: «Uelider Seidenstrassen-Knecht».

In China leben vier Mal mehr Menschen als in den USA. Kaufkraftbereinigt ist China heute wirtschaftlich vergleichbar stark wie die USA. Es gibt trotzdem drei Mal weniger für Armee und

Rüstung aus als Obama und Trump. Und pro Kopf sind die Einkommen in China immer noch vier Mal kleiner als die Einkommen in der Schweiz. Es wird noch dauern, bis die Chinesinnen und Chinesen hoffentlich um das Jahr 2050 diesen Rückstand aufgeholt haben. Die Neue Seidenstrasse ist ein genialer kommunistischer Propaganda-Coup. Warum? Weil dank der 3-D-Technologie künftig die Produktion von Waren vermehrt dezentral stattfinden wird. Das Seidenstrassen-Projekt ist für Europa wirtschaftlich bedeutungslos. Leere Container werden im chinesischen Hafen von Piräus vor sich hin rosten. «Kein Schiff wird kommen...» wird Melina Mercouri selig nächstens im Jenseits singen.

Immer mehr Menschen werden von der Amazon-Madame Alexa abgehört. Und was Amazon weiss, wandert direkt zu den amerikanischen Geheimdiensten. Genauso wie unsere Mails und aufgezeichneten Telefongespräche. Wir leben im von den USA kontrollierten digitalen Überwachungskapitalismus. Daneben nimmt sich das offene repressive chinesische Bonus-Malus-System samt Gesichtserkennung tollpatschig und kontraproduktiv an. Die chinesischen Kommunisten werden sich noch einmal neu erfinden müssen. Sonst implodiert ihr offenes repressiver Überwachungsstaat nächstens.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Sparen mit Handbremse

Von Kurt W. Zimmermann — Die SRG möchte sparen. Aber es wird nie richtig gelingen. Denn ihre Löhne sind enorm hoch.

Über ein Jahr ist es her, dass SRG-Generaldirektor Gilles Marchand zur grossen Trompete griff. Die SRG, sagte er, werde nun gewaltig sparen.

Dann machte Marchand das Gegenteil. In seinem ersten Amtsjahr 2018 jagte er die Kosten in die Höhe. 70 Millionen Franken gab er mehr aus als sein Vorgänger Roger de Weck im Jahr zuvor.

Vor allem ihren wichtigsten Kostenblock hat die SRG schlecht im Griff. Fast die Hälfte der Einnahmen fliesst ins Personalbudget. Trotz «Sparprogramm» schossen die Personalkosten im letzten Jahr um 25 Millionen hoch.

Das Problem ist simpel: Die öffentliche SRG zahlt ihre Mitarbeiter meilenweit besser als die privaten Medienhäuser. Vergleichen wir mal die Zahlen des letzten Jahres.

Personalkosten pro Mitarbeiter, in Franken

SRG	143 598
Tamedia	131 040
NZZ-Mediengruppe	127 437

Auf den reinen Lohn heruntergebrochen, heisst das: Ein Mitarbeiter der SRG verdient im Schnitt rund 1000 Franken mehr im Monat



Gute PR-Aktion: SRG-Chef Marchand.

als ein Kollege bei der NZZ. Das ist, für die nur mittelgrosse Medienbranche, ein enormer Unterschied.

SRG-Chef Marchand könnte darum 70 bis 80 Millionen Franken einsparen, falls er die Löhne seiner Angestellten dem Niveau des freien Markts anpassen würde. Aber das wird nie geschehen.

Es gehört zum System von Quasi-Staatsbetrieben, dass sie oft höhere Löhne zahlen als die parallele Privatwirtschaft. Sie müssen sich

nicht um die Einnahmen kümmern und gönnen sich darum auf Kosten der Steuerzahler hohe Saläre. Auch bei der Bundesverwaltung in Bern sind die durchschnittlichen Personalkosten pro Mitarbeiter inzwischen bei 165 000 Franken angekommen. Das ist deutlich mehr als selbst in der Banken- und Pharmaindustrie.

Fast ähnlich viel Geld wie ins Personal steckt die SRG in Programme und Produktion. Schauen wir mal, was ein paar ausgewählte Sendungen kosten. Wir errechnen dazu die Kosten pro Minute in Franken, damit sie vergleichbar sind.

Sendung	Kosten pro Minute in Franken
Arena	591
Literaturclub	824
Tagesschau	1629
Puls	2000
Einstein	2516
SRF bi de Lüt	2704
Rundschau	2878
Kassensturz	2971
Der Bestatter	12 310
Tatort (Schweiz)	23 595

Enorm billig, wie wir sehen, sind Diskussionsendungen wie die «Arena». Im Mittelfeld liegen all die verschiedenen TV-Magazine wie die «Rundschau». Teuer sind Serien wie «Der Bestatter», der soeben eingestellt wurde.

Im internationalen Vergleich produziert das Schweizer Fernsehen kostengünstig. Ein gutes Beispiel ist die «Tagesschau». Ihre Redaktion liefert täglich 45 Minuten an Information. Vergleichbar ist sie mit der «Heute»-Redaktion des ZDF, die im Schnitt, inklusive Mittagssendung, etwa 80 Minuten anbietet. Trotz höheren SRG-Löhnen ist der Minutenpreis der «Tagesschau» rund 500 Franken tiefer als jener von «Heute». Das ist sehr effizient.

Bei den Personalkosten wird die SRG also kaum sparen, beim Programm wird die SRG auch kaum sparen – also wo denn sonst?

Marchand tut in dieser Lage dasselbe wie jeder Firmenchef, dem die Hände gebunden sind. Aus dem angekündigten Abbau von 250 Stellen sind inzwischen 150 geworden, und bald werden es wohl noch weniger sein. Dafür schraubt er ein bisschen an den IT-Kosten herum und verschiebt zwecks Synergie ein paar Standorte und Tochterfirmen im Organigramm.

Sagen wir mal so: Das gross angekündete «Sparprogramm» der SRG war eine gute PR-Aktion – aber sehr viel mehr ist es nicht.

2061 Sonnenstunden

Von Henryk M. Broder — «Klimanotstand» in Konstanz.

Der Gemeinderat der Stadt Konstanz hat am 2. Mai einstimmig den «Klimanotstand» ausgerufen. Die Nachricht wurde in allen deutschen Medien verbreitet, in der «Tagesschau» der ARD, dem «heute journal» des ZDF, dem «Nachtjournal» bei RTL, im Deutschlandfunk und allen Printmedien. Es war das erste Mal, dass Konstanz eine solche mediale Präsenz zuteil wurde. Wenn irgendwo in Deutschland die Welt noch in Ordnung ist, dann im schönen Konstanz am Bodensee: 85 000 Einwohner, zwei Hochschulen, solide Wirtschaftslage, eine Arbeitslosenquote von unter 3 Prozent und «so viele unbesetzte Stellen wie noch nie» (*Südkurier*). Vor allem aber ein mildes, beinahe mediterranes Klima, das viele Touristen anzieht, die nicht nach Palma fliegen wollen. Mit 2061 Sonnenstunden pro Jahr ist Konstanz «eine der wärmsten und sonnenreichsten Städte Deutschlands» (Wikipedia). Im vergangenen Jahr wurden über eine Million Übernachtungen in gewerblichen Betrieben und privaten Unterkünften gezählt. Auch das ein Rekord.

Warum also ruft eine Stadt wie Konstanz den Klimanotstand aus? Droht ein Tsunami aus dem Bodensee? Sagen die Meteorologen einen Monsun voraus? Weder noch. Die Erklärung findet sich auf der Homepage der Stadtverwaltung. Da heisst es, auch in Konstanz würde die Fridays-for-Future-Bewegung (FFF) «für eine deutliche Intensivierung der Klimaschutzanstrengungen» demonstrieren. Bereits am 27. Februar hätten «VertreterInnen der Bewegung» OB Uli Burchardt aufgesucht, der «daraufhin die Verwaltung beauftragte, eine Beschlussvorlage zur Ausrufung des Klimanotstands zu erarbeiten». Denn ohne «eine Beschlussvorlage» der Verwaltung kann man dem Klima keine Auflagen machen, mit einer Beschlussvorlage dagegen wird sich das Klima gut überlegen, wie es sich verhält. Vor allem, wenn der Konstanzer Gemeinderat droht, er werde «Neubauten» eine «klimaneutrale Energieversorgung mit möglichst hohem Anteil lokal verfügbarer regenerativer Energien» verschreiben und einen «Mobilitätsmanager» berufen, der für eine «Verminderung des motorisierten Individualverkehrs» sorgen soll.

Jetzt weiss das Klima, woran es ist. Wenn es schlau ist, wird es einen weiten Bogen um Konstanz machen und Kalkutta heimsuchen.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Mann das sexy Ferienfoto einer Arbeitskollegin auf Facebook oder Instagram liken, oder gilt das schon als plumper Annäherungsversuch? Und warum dürfen eigentlich Frauen bei solchen Bildern Kommentare posten, die, von einem Mann geschrieben, sexistisch wären? *Markus Moser, Uster*

1. Wenn Sie sich fragen, ob es ein plumper Annäherungsversuch ist, dann ist er es wahrscheinlich. Andererseits: Das sexy Ferienfoto wurde ja in den sozialen Medien gepostet, damit es gebührend gelikt wird. Nehmen Sie also dafür Ihren anonymen Zweitaccount.
2. Das ist einfach so. Das müssen Sie nicht verstehen, nur akzeptieren. *Tamara Wernli*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Die Tränendrüsen und die *arrectores pilorum*, alles wurde dabei immer wieder aktiviert.» *Martin H. Jenzer*

Einzigartige Story

Nr. 18 – «Plötzlich Millionärin»; Michael Bahnerth über Bianca Sharma

Der Autor hat für diesen Artikel nicht weniger als den Pulitzerpreis für Kurzgeschichten verdient! Ich habe den Artikel meiner Frau vorgelesen. Die Tränendrüsen und die *arrectores pilorum*, alles wurde dabei immer wieder aktiviert. Einzigartige Beschreibung, einzigartige Story! *Well done!*

Martin H. Jenzer, Hergiswil

Unschöne Ernüchterung?

Nr. 18 – «Giftmischer»; Editorial von Roger Köppel über das EU-Rahmenabkommen

Roger Köppel scheut sich nicht, deutsch und deutlich anzumahnen, worauf alles hinausläuft. Es gibt nur einen kleinen Wermutstropfen, was meine Genugtuung anbelangt: Ich bin mir gar nicht sicher, ob genügend Miteidgenossen das dann auch noch bedenken, wenn sie den Stimm- oder Wahlzettel vor sich haben. Dabei sollten uns auch gerade neueste Vorkommnisse (Probleme mit bundesgerichtlichen Ausschaffungsentscheiden) die Augen dafür geöffnet haben, dass man «den kleinen Finger» vielleicht schon zu lange und zu weit vorgestreckt hat. Wird unsere neuzusammengesetzte Landesregierung standhaft genug sein, wenn es dereinst darauf ankommt, oder erleben wir dann, wie auch schon, eine unschöne Ernüchterung? *Arno Müller, Kappel*

Eigentlich sollte nach dieser ewigen Debatte jedes Kind wissen, was die EU will. Die unverbesserlichen EU-Sympathisanten müssen nur nach Deutschland schauen, die Geschichtsbücher lesen, das Hirn einschalten, *et voilà!* Die Schweiz liess sich weder im Ersten noch im Zweiten Weltkrieg dүpiieren. Warum sollten wir das jetzt tun? Die EU ist nur das Mittel zum Zweck, welches Deutschland als dominierendes Mitglied benützen will.

Mark Gasche, Kirchberg

Umweltschutzprofiteure

Nr. 18 – «Wie reich muss ich sein, um Grün zu wählen?» von Peter Keller

Auch als Multimillionär, was ich nicht bin, würde ich nie irgendeine grüne Partei oder eine grüne Politikerin oder einen grünen Politiker wählen. Diese Umweltschutzprofiteure, welche der CO₂-Lüge auf den Leim gegangen sind, werden unsere neuen Umweltdiktatoren sein, und das Volk wird dann diesen politi-



«Nicht weniger als den Pulitzerpreis.»

schen Veränderungen und neuen Gesetzen mit Schrecken gewahr werden.

Robert O. Renfer, Raperswil

Les extrêmes se touchent!

Zum «Denkanstoss»

Andri Martinellis weltwöchentlicher Denkanstoss ist für Rätselfreunde Labsal und Gift zugleich. Verwinkelte, schräge und oft schwer durchschaubare Sprachkünste kennzeichnen diesen unvergleichlichen Rätselgenuss, der für mich jedes Mal solches Suchtpotenzial hat, dass ich mich zuerst der letzten Seite der *Weltwoche* annehme. Weiter so, Herr Martinelli, und vielen Dank! *Max Knöpfel, Pfäffikon ZH*

Im Dilemma

Nr. 18 – «Mächtig wie der liebe Gott»; Kolumne von Christoph Mörgeli

Da zetert die *Weltwoche* seit Jahren gegen die fremden Richter. Und nun kommt Christoph Mörgeli und rät uns, uns auch vor unseren eigenen Bundesrichtern zu fürchten. Wir sind im Dilemma angekommen.

Josef Bucher, Eschenbach

Beim Ozonloch haben wir es auch geschafft

Nr. 17 – «Klimatisten»; Editorial von Roger Köppel

Einleitend möchte ich festhalten, dass ich diverse Überlegungen von Herrn Köppel nachvollziehen kann. Aber die Schlussfolgerung, wei-

terhin nichts zu machen, kann ich nicht teilen. Klimaveränderung, Überbevölkerung, Ressourcenverschleiss, Umweltzerstörung sind täglich sichtbar. Beim Ozonloch beziehungsweise bei den Fluor-Kühlmitteln haben wir es auch geschafft: Weshalb sollten wir unsere Wirtschaft und unser Leben nicht ökologischer gestalten und gleichzeitig den Wohlstand erhalten können? Doch wenn nur mit dem Finger auf andere gezeigt wird und resignierend die Arme verschränkt werden, dann wird es nicht besser, unsere Lebensgrundlage wird einfach früher oder später verschwinden. Vielleicht ändert die *Weltwoche* ihren Blickwinkel noch rechtzeitig. *M. Gutermann, Effretikon*

Intelligenz und Emotionen

Nr. 17 – «Warum Komiker für die Politik ungeeignet sind» von Andreas Thiel

Ein sehr guter Artikel. Die Erklärung, dass der Verstand die Intelligenz und die Emotionen kontrollieren soll, damit sie nicht ausarten oder übertreiben, finde ich sehr gut formuliert.

Kurt Häny, per E-Mail

Alle anderen bleiben verloren

Nr. 16 – «Keine Angst, es geht auf Ostern»; Interview mit Christoph Blocher

Wir sind nicht alle einfach automatisch erlöst. Herr Blocher bezeugt uns einen christlichen Glauben, den es so nicht gibt in der Schrift. Gemäss Neuem Testament wird nämlich die von Christus für alle erworbene Erlösung erst bei den Menschen wirksam und gültig, die sich in die persönliche Nachfolge mit Busse und Lebensübergabe rufen lassen. Alle anderen aber bleiben verloren, wenn es nicht zu diesem alles entscheidenden Schritt in die konkrete Nachfolge Jesu kommt. *Christian Wider, Oftringen*

Weil es zu viel kostete

Nr. 16 – «Fast ein Sakrileg»; Peter Keller über die neue EU-Waffenrichtlinie

Das neue Waffengesetz der EU garantiert der Schweiz keine Sicherheit. Terroristen können ungehindert mit Waffen die Schweizer Grenze passieren! Der Bundesrat hat dem Volk nicht gesagt, was die Einführung eines Waffenregisters kostet. Kanada hat das Waffenregister nach drei Jahren wieder aufgelöst, weil es zu teuer war. Es wird uns Millionen kosten, und Steuergelder werden sinnlos vernichtet werden! *Heinz Gerber, Thun*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Wenn in den USA ein Unternehmer scheitert, so erhält er trotzdem Anerkennung, schliesslich hat er etwas gewagt. Hier hingegen erntet er so viel Häme, dass er sich kaum mehr in die Öffentlichkeit wagt. Weshalb ist das so? Woher kommt diese Missgunst gegenüber Leuten, die einmal scheitern? *Peter V., Solothurn*

Die USA haben tatsächlich eine meines Erachtens eigene Kultur, welche das Scheitern eines Unternehmers nicht als das Ende, sondern als Unterbruch und Neuanfang unternehmerischer Tätigkeit beurteilt. Dem Unternehmer ist die Möglichkeit des Scheiterns bewusst. Das muss so sein, sonst würde er sich ja nicht anstrengen, Erfolg zu haben. Bei uns in Europa und besonders in der Schweiz gilt das Scheitern geradezu als eine menschliche Schande, und wir überbewerten ein solches Scheitern. Das kann so weit gehen, dass ein Gescheiterter nicht mehr aufstehen kann, um einen neuen Anlauf zu machen. Warum das so ist, ist schwierig zu sagen. Aber Amerika ist der Geschichte nach ein Land von Einwande-

rn, die dort hohe Risiken in Kauf nehmen mussten, um überleben zu können. Unsere Kultur, eine aus bäuerlichen Verhältnissen hervorgegangene, zeigt sich eher als risiko-feindliche Lebensart. Das führt zu einer ganz anderen Einstellung. Die Missgunst gegenüber Leuten, die einmal scheitern, muss man meiner Meinung nach bekämpfen. Schadenfreude ist eine schlechte Freude, und sie kommt meist von Leuten, die beruflich so sicher eingebunden sind, dass sie gar nicht scheitern können. Oft bringen sie zum Ausdruck, dass sie eben noch nie gescheitert sind: Sie sind selbstgerecht und überheblich. Und wenn sie dann selbst scheitern, so finden sie, es sei die Schuld aller anderen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im «Taschenformat».

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe seit 2013 im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.

Neu:
Mit Bildern
und
Illustrationen



Showdown am Sonnenberg

Der suspendierte Fifa-Präsident Joseph Blatter will juristisch gegen seinen Nachfolger Gianni Infantino und den Weltfussballverband vorgehen. Es geht um Ehre und Millionen – und ein menschliches Drama.
Von Philipp Gut

Es ist eine kleine Bombe, die Joseph «Sepp» Blatter platzen lässt. «Ich werde rechtliche Schritte gegen Gianni Infantino und die Fifa einleiten», sagt er gegenüber der *Weltwoche*. «Ich habe genug. Jetzt reicht's.» Dass ein ehemaliger Präsident seinen Nachfolger vor Gericht zieht – das gab es noch nie in der Geschichte des Weltfussballverbands. Der schwelende Titanenkampf der Walliser Alphatiere an der Spitze des wohl mächtigsten Vereins der Erde erreicht damit eine neue Stufe der Eskalation.

Begonnen hat das Drama mit shakespearenschen Zügen am 25. September 2015. Im Anschluss an eine Sitzung des Fifa-Exekutivkomitees schlug die Bundesanwaltschaft (BA) unter ihrem draufgängerischen Chef Michael Lauber (vulgo «Quetsch») zu. Sie führte Blatter in einen separaten Raum am Fifa-Hauptsitz in Zürich und erklärte, dass sie ein Verfahren gegen ihn eröffne. Zur Erinnerung: Dabei ging es um eine nachträgliche Lohnzahlung von 2 Millionen Franken, welche die Fifa an Michel Platini überwiesen hatte. Der Uefa-Präsident und ehemalige Weltfussballer war von 1998 bis 2002 Blatters Assistent bei der Fifa gewesen. Blatter betont, dass alles rechtens abgelaufen sei: «Die Finanzinstanzen der Fifa haben diesen Betrag begutachtet und als korrekt befunden, und der Fifa-Kongress hat im Mai 2011 die Rechnung abgenommen.» Kurz nach der Verfahrenseröffnung kam es jedoch zum Eklat: Die Fifa-Ethikkommission suspendierte Blatter und Platini, der auch Mitglied des Fifa-Exekutivkomitees war. Die Begründung lautete nicht etwa auf Korruption oder Vorteilmahme, sondern schlechte Geschäftsführung. Diesen Vorwurf lässt Blatter nicht auf sich sitzen. Der mit Platini ausgemachte Lohn sei für einen Weltstar angemessen gewesen. Zudem verweist er auf seine

stellten sich deshalb Fragen, sagt er. In einer Aktennotiz formuliert er es so: «Wie kommt ein Fall, der von der Fifa 2011 erledigt wurde, in das Netz der Bundesanwaltschaft 2015? Das kann nur durch Denunziation erfolgt sein, denn nach schweizerischem Vereinsrecht kann nur ein Mitglied des Vereins (Fifa) über einen Entscheid der Generalversammlung (Fifa-Kongress) Rechenschaft verlangen – und das ist in diesem Fall nicht geschehen.» Er könne doch erwarten, dass die Bundesanwaltschaft jetzt

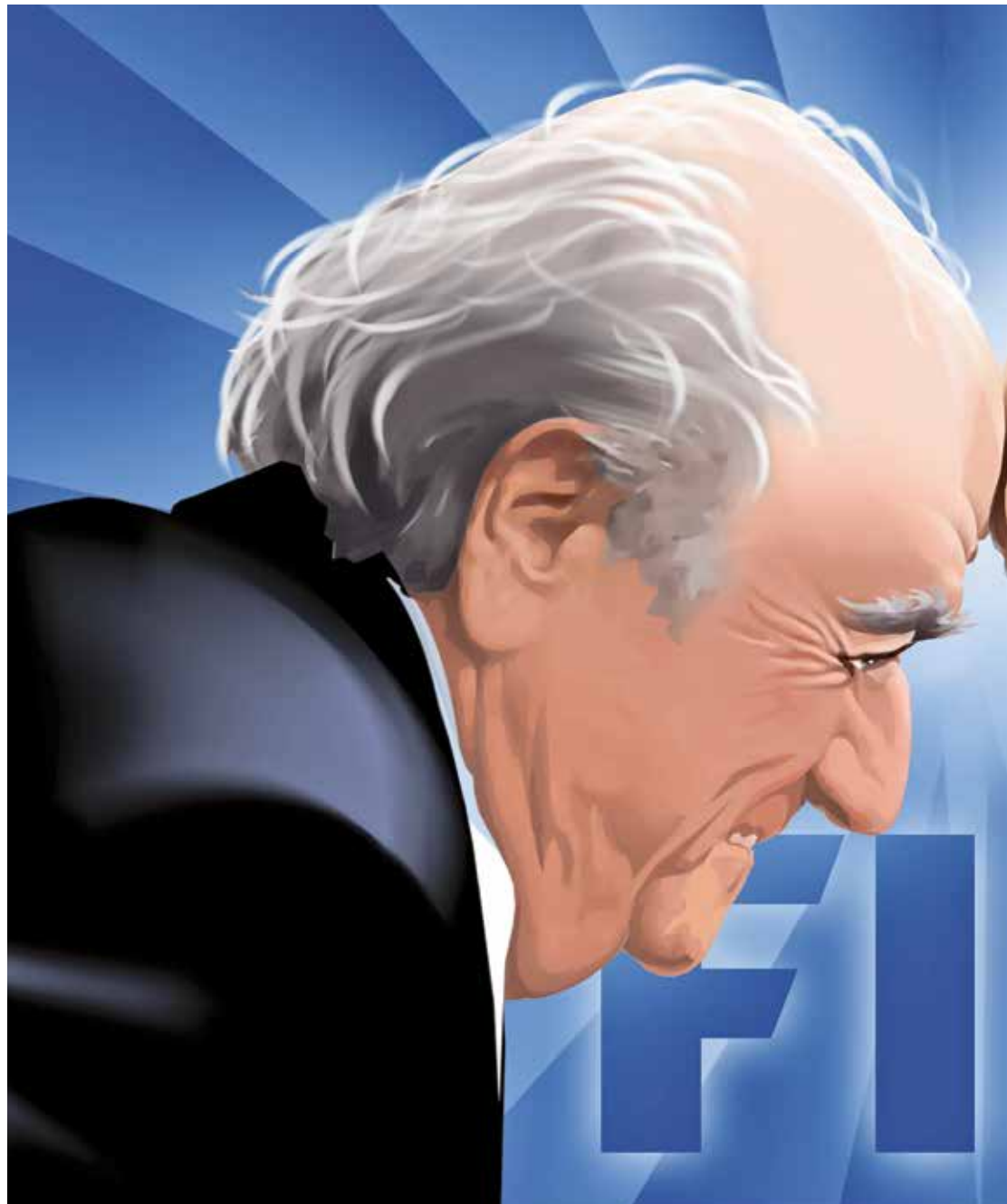
endlich seinen Fall löse. Tatsächlich ermittelt die BA seit mehr als dreieinhalb Jahren in der Causa Blatter; bislang ohne Resultat. Seit dem 25. September 2015 ist Blatter auch nie mehr von der Bundesanwaltschaft befragt worden, obwohl er im Zusammenhang mit anderen hängigen Fifa-Verfahren schon mehrfach als Auskunftsperson ausgesagt hat. Der Druck auf Bundesanwalt Lauber hat deshalb massiv zugenommen. Und er ist umso grösser geworden, als jüngst ausserhalb jedes Protokolls drei

«Die Informationen der Fifa entsprechen nicht der Wahrheit und sind rufschädigend.»

wirtschaftlichen Erfolge. Als er 1998 Präsident des Weltfussballverbands wurde, schrieb der privatrechtlich organisierte Verein rote Zahlen. 2015 verfügte er über eine Reserve von 1,4 Milliarden US-Dollar, und er konnte auf Cash von einer Milliarde Dollar zugreifen.

Bundesanwalt auf Abwegen

Für Blatter ist der Fall Platini nach allen Regeln der Vereinskunst abgeschlossen worden. Es



«Von ganzem Herzen»: Fifa-Präsidenten Blatter (l.), Infantino.

Geheimtreffen Laubers mit Infantino bekannt wurden. Eines dieser Treffen haben sämtliche Beteiligte so lange abgestritten, bis der ausserordentliche Staatsanwalt Damian K. Graf den Nachweis erbrachte, dass es doch stattgefunden hatte. Die Vermutung liegt nahe, dass Lauber und Infantino bei diesem ominösen Treffen am 16. Juni 2017 in Bern auch über den Fall Fifa/Blatter gesprochen haben («Komplott gegen Blatter?», *Weltwoche* Nr.18/19). Der ehemalige Fifa-Präsident kann sich jedenfalls schwerlich vorstellen, «dass es dabei nicht auch um mich gegangen ist». Der Ausgang des Ermittlungsverfahrens ist für Blatter auch darum von entscheidender Bedeutung, weil der Suspendierungsentscheid der Fifa-Ethikkommission einzig und allein auf der Verfahrenseröffnung durch die Bundesanwaltschaft basierte. Würde Blatter juristisch entlastet, könnte er die Suspendierung anfechten. Es liege auf der

Hand, wer zuletzt ein Interesse hätte daran: sein Nachfolger Infantino.

Diese Zusammenhänge seien mit ein Grund dafür, dass er nun in die Offensive gehe, erklärt Blatter. Worum es beim Streit zwischen dem ehemaligen und dem derzeitigen Fifa-Präsidenten genau geht, zeigen verschiedene Memoranden und Briefe, die der *Weltwoche* vorliegen.

«Falschmeldung» der Fifa über angebliche Bereicherungen — Nach seiner Wahl zum Fifa-Präsidenten im Februar 2016 versprach Infantino Blatter, die ungelösten Probleme zwischen dem Verband und seinem langjährigen Präsidenten zügig zu lösen. «Gib mir eine Liste der offenen Punkte, und ich werde nach dem Kongress vom 12. Mai in Mexico City darauf zurückkommen», sagte Infantino gemäss einer Aktennotiz Blatters. Doch nichts sei in der Folge geschehen, während beinahe dreier

Jahre. Am 30. Januar 2019 schrieb Blatter Infantino deshalb einen Brief, in dem er ihn an das Versprechen von 2016 und an die offenen Punkte erinnerte. Der wichtigste davon sei der «moralische Schaden», den er durch das Vorgehen der Fifa erlitten habe. Konkret ging es dabei um offizielle Verlautbarungen des Verbands zu angeblichen Zahlungen an Blatter. «Die Informationen und die verschiedenen Communiqués der Fifa betreffend meine Einkünfte entsprechen nicht der Wahrheit und sind demnach rufschädigend», schrieb Blatter. «Noch schlimmer, diese Informationen waren verbunden mit Einkünften von anderen Personen, und so entstand eine lügenhafte Darstellung.»

Der Hintergrund dieses schweren Vorwurfs: Am 3. Juni 2016 veröffentlichte die Fifa eine Liste mit «wichtigen Provisionen» der Spitzenkader Blatter, Jérôme Valcke (Generalsekretär) und Markus Kattner (Finanzchef). Zu Blatter stand unter anderem, er habe 2015 einen «leistungs-basierten Bonus» von 12 Millionen Franken «im Fall eines erfolgreichen Vierjahresmandats» erhalten. Dieses endete mit der aus Sicht des Veranstalters tatsächlich sehr erfolg-

«Es bleibt für mich unverständlich, wie mein Nachfolger mit mir umspringt.»

reichen Fussballweltmeisterschaft 2014 in Brasilien. «Die Aussage, ich hätte diesen Bonus erhalten, ist falsch», sagt Blatter. Doch es gehe ihm nicht ums Geld, sondern um den Reputationsschaden, der ihm durch die – wie er es ausdrückt – «Falschmeldung» der Fifa entstanden sei. Durch diese und andere Meldungen habe die Fifa gezielt den Anschein erweckt, die drei genannten Spitzenkader hätten sich gegenseitig begünstigt. Dies entspreche nicht den Tatsachen und stelle eine Verleumdung dar. Er habe von Infantino eine öffentliche Klarstellung der Fakten verlangt – vergeblich. Den ihm entstandenen Ansehensverlust bemisst Blatter auch am weltweiten (negativen) Presse-Echo, welches die zitierte Mitteilung der Fifa fand. Die Medien berichteten von der *New York Times* über *Le Monde* bis zur *NZZ* («Fifa-Spitze um Sepp Blatter soll sich bereichert haben»).

Offene Pensionskassenrechnungen — Zu diesem Streitpunkt muss man wissen: Der Verband hat eine spezielle Pensionskasse für Exekutivkomitee-Mitglieder geschaffen. Blatter, 83, hat nach eigenem Bekunden nichts aus dieser Kasse erhalten, dies im Gegensatz zu anderen ehemaligen Mitgliedern des Exekutivkomitees. Da er seit 1998 in dieser Exekutive gewesen sei, habe er «volles Anrecht» auf die Pension, schrieb er Infantino in dem Brief vom 30. Januar 2019. «Das ist ein fundamentales Recht, das mit meiner persönlichen Situation,



der Suspendierung durch die Ethikkommission, nichts zu tun hat.»

Persönliche Gegenstände — Im Oktober 2015 musste Blatter seinen Posten Knall auf Fall räumen. Dabei sei es ihm nicht möglich gewesen, seine persönlichen Gegenstände mitzunehmen, berichtet er. Dazu schrieb er an Infantino: «Nach 41 loyalen Dienstjahren in der Fifa habe ich sicherlich das Anrecht auf alle meine persönlichen Effekten, die immer noch im Archiv der Fifa liegen. Darunter strikt persönliche Dokumente, Souvenirs und die berühmte Uhrensammlung.» Diese Gegenstände seien «per Definition persönlich». Dass die Fifa sie jahrelang zurückbehalte, sei «inakzeptabel». Von besonderem materiellem und emotionalem Wert ist für Blatter die umfangreiche Sammlung von «Haute Technologie»-Uhren, die der ehemalige Manager in der Schweizer Uhrenindustrie im Lauf der Jahre angelegt hat. Es handle sich um etwa achtzig Stück, von so berühmten Marken wie Ulysse Nardin, Patek Philippe, Audemars Piguet, Breitling, IWC, Jaeger LeCoultre, Chopard, Cartier, Louis Erard oder Baume & Mercier.

Neben diesen drei Hauptstreitpunkten macht Blatter noch einige weitere geltend. So warte er immer noch auf die Lohnausweise von 2015/16. Auch die an ihn gerichtete Post werde von der Fifa, wenn überhaupt, dann nur spärlich und mit grosser Verspätung an seine Privatadresse umgeleitet. Dies sei erbärmlich, man müsse es aber trotzdem erwähnen. Die Beispiele zeigten, wie respektlos bis schikanös die Fifa mit ihm umgehe, so Blatter. Hinzu komme, dass die Finanzkommission sich im Mai 2015 verpflichtet habe, der Sepp Blatter Foundation einen Betrag von 200 000 Franken für wohltätige Zwecke zu überweisen. Dieses Geld sei nie überwiesen worden.

Bereits im Brief an Infantino vom 30. Januar 2019 hatte Blatter damit gedroht, «den Weg der Justiz» zu beschreiten, sollten die strittigen Punkte nicht wie versprochen gelöst wer-



Klärungsversuch: Generalsekretärin Samoura.



Draufgängerisch: Bundesanwalt Lauber.

den. Er setzte Infantino damals eine Frist bis Ende Februar. Nun schien Bewegung in die Sache zu kommen. Generalsekretärin Fatma Samoura setzte sich dafür ein, dass die Differenzen im direkten Kontakt zwischen dem alten und dem neuen Fifa-Chef geklärt würden. Am 5. März wurden dann endlich Blatters persönliche Gegenstände zurückgegeben. Nicht dabei waren allerdings die wertvollen «Haute Technologie»-Uhren. Blatter wandte sich darum am 25. März erneut schriftlich an Infantino und bat um die Zustellung der

Uhren sowie um eine Stellungnahme zu den «anderen offenen Punkten» bis Ende März. Doch Infantino habe auch danach und bis heute nie von sich hören lassen. Nun sei der Moment gekommen, um die angedrohten rechtlichen Schritte in die Wege zu leiten. Dabei wird Blatter von einem der besten Schweizer Strafverteidiger vertreten. Kenner des Falls gehen davon aus, dass vor allem zivilrechtliche Ansprüche – wie die Zahlung der ausstehenden Pension, die Herausgabe der Uhren und allenfalls Persönlichkeitsverletzung – vor Gericht Erfolg haben könnten.

«Amitiés! Gianni»

Neben der juristischen hat das Drama an der Fifa-Spitze auch eine menschliche Dimension. «Es bleibt für mich unverständlich, wie mein Nachfolger mit mir umspringt, nachdem er einen hochrentablen Betrieb hat übernehmen können», sagt Blatter der *Weltwoche*. Auch auf der Ebene der persönlichen Beziehungen zeigt er sich von Infantino enttäuscht. Noch am 10. März 2016, der neue Präsident war eben frisch im Amt, gratulierte er Blatter «von ganzem Herzen» zu dessen 80. Geburtstag. Auf dem Briefpapier, das noch von Blatter stammte – oben links mit dem französischen Absender «Le Président» –, lobte Infantino seinen Vorgänger für den Stempel, den er, Blatter, «der Welt des Sports» aufgedrückt habe. Er versicherte ihm tiefer Gefühle voller Respekt («sentiments les plus profonds et respectueux») und unterschrieb von Hand mit «Amitiés! Gianni». Warum dieser Respekt und diese Freundschaft – Werte, die sich auch die Fifa auf die Fahnen schreibt – plötzlich nicht mehr gelten sollten, ist für Blatter ein Rätsel. Mag sein, dass Infantino seinen Vorgänger als toxische Altlast begreift, mit der er am liebsten gar nichts mehr zu tun haben möchte. Nun werden sie sich möglicherweise vor Gericht wiedersehen. Dabei hätte Blatter weniger zu verlieren als Infantino und die Fifa. Für sie könnte die Sache – vorausgesetzt, Blatter kommt damit durch – gefährlich werden. ○

Jahreswallfahrt nach Einsiedeln mit Nuntius Erzbischof Thomas Gullickson

Sonntag, 19. Mai 2019

- 12.30 Uhr Pontifikalamt Klosterkirche
- 14.00 Uhr Mittagessen «Zwei Raben» (bitte anmelden: info@kirche-in-not.ch)
16 kath. Organisationen stellen aus – auch die Schweizergarde
- 15.10 – Podium «Zwei Raben»
- 16.45 Uhr **Nuntius Thomas Gullickson; Msgr. O. Ike, Nigeria; R. D'Aqui, Brasilien; Moderator: G. Gracia, BLICK-Kolumnist**
- Thema **«Grösste Christenverfolgung seit 2'000 Jahren! Fakten – Folgen – Hoffnungen?»**

 Kirche in Not
Aide à l'Église en Détresse
Aid to the Church in Need
ACN SCHWEIZ LIECHTENSTEIN

www.kirche-in-not.ch



Heiniger missachtete Operationsverbot

Die Zürcher Gesundheitsdirektion hat die Behandlung von schweren Knochentumoren nicht nur an die Klinik Balgrist, sondern auch ans Universitätsspital übertragen. Doch dieses verfügte über gar keinen Chirurgen, der diese Sarkome operieren konnte und durfte. *Von Christoph Mörgeli*

Letzte Woche hat ein Bericht der Geschäftsprüfungskommission des Zürcher Kantonsrates die Kritik der *Weltwoche* (Nr. 14/19 und 15/19) am ehemaligen Regierungsrat Thomas Heiniger in allen Punkten bestätigt. Die Einschätzung der Kommission deckt sich mit jener des früheren Ombudsmanns Thomas Faesi. Dieser war zum Schluss gekommen, die Gesundheitsdirektion habe bei der Übertragung des Leistungsauftrags für Knochenkrebs (Sarkome) am Bewegungsapparat diverse Rechtsbrüche begangen. Namentlich habe sie gegen das öffentliche Interesse des Gesundheitsschutzes, den Anspruch auf rechtliches Gehör, das Gebot von Treu und Glauben, das Willkürverbot und das Rechtsmissbrauchsverbot verstossen.

Die Kantonsratskommission nahm hingegen ausdrücklich keine juristische, sondern eine politische Beurteilung des Falles vor. Sie hält die Grenzen ihrer Kompetenz explizit fest: «Dem Regierungsrat und der Verwaltung können keine Weisungen erteilt werden.» Vorab rügt das Gremium, dass sich Heiniger weigerte, dem Ombudsmann die gewünschten Akten vollumfänglich und ungeschwärzt auszuhändigen. Dieser habe von Gesetzes we-

Es stand Heiniger nicht zu, «das Ombudsverfahren eigenmächtig zu behindern».

gen «grundsätzlich uneingeschränkt Auskunft- und Akteneinsichtsrecht». Es stand Heiniger nicht zu, «das Ombudsverfahren eigenmächtig zu behindern». Sein Entscheid sei nicht nachvollziehbar, habe bei der Universitätsklinik Balgrist für «erhebliche Irritationen» gesorgt und die «bis anhin gute Zusammenarbeit» mit dem Universitätsspital «belastet».

Scharf rügen die Kantonsräte auch die Nichtbeantwortung von Eingaben des Balgrist; überhaupt seien «Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Gesundheitsdirektion» nachvollziehbar. Dort fehle es an Einsicht über die eigenen «kommunikativen Unzulänglichkeiten» und die «überstürzte Einschätzung». Heinigers Gesundheitsdirektion hat laut parlamentarischer Aufsicht das «Vertrauen der Bevölkerung» ins Balgrist «geschwächt» und das Vertrauen dieser Klinik in die Gesundheitsdirektion und in den Regierungsrat «untergraben». Schliesslich äussert die Kantons-



In aller Eile: alt Regierungsrat Heiniger.

ratskommission sogar ihren «Eindruck», es seien Pläne gewälzt worden, ein Privatspital zu einer universitären Klinik aufzuwerten – gemeint ist die Schulthess-Klinik, als deren Präsident Thomas Heiniger zeitweise im Gespräch war.

Gefälligkeitsgutachten

Diesen Totalverriss nahmen die Zürcher Gesundheitsdirektion und der Gesamtregierungsrat zum Anlass, sich selber zu rühmen, man habe «jederzeit rechtsstaatlich korrekt gehandelt». Der Bericht, der ja auf juristische Erwägungen bewusst nicht eintrat, mache deutlich, dass es «zu keinerlei Rechtsverstössen» gekommen sei. Thomas Heiniger liess sich in aller Eile ein Gefälligkeitsgutachten durch zwei Anwälte der Kanzlei Bär & Karrer erstellen. Dieses ist aber nicht nur aufgrund seiner Eigenschaft als blosser Parteibehauptung wertlos, es wurde obendrein – obwohl aus Steuergeldern finanziert – für die Öffentlichkeit von ursprünglich 23 auf 12 Seiten gekürzt. Mit welcher Begründung der Jurist Heiniger dieses Gutachten in Auftrag gab, noch bevor die Kommission ihre Arbeit abgeschlossen hatte, ist fraglich. Auch fragt sich, weshalb sich Heiniger nicht hatte beraten lassen, bevor er die vom Ombudsmann gerügten Regelverstösse beging.

Heute muss angenommen werden, dass Thomas Heiniger dem Gesamtregierungsrat mutmasslich vorenthielt, dass das Operations-

verbot verletzt wurde – und erst noch durch den Chirurgen Professor B. F., der an zwei Orten entlassen worden war. Die Gesundheitsdirektion erteilte den Leistungsauftrag im Wissen, dass das Universitätsspital über keinen Chirurgen verfügte, der den Eingriff an Knochentumoren ausüben durfte.

Als Universitätsrat muss Martin Brunnschweiler, Generalsekretär in Heinigers Gesundheitsdirektion, genau gewusst haben, dass die Uni Zürich Professor F. entlassen hatte. Der Bericht, den Arbeitsrechtler Harry Nötzli für die Universität erstellte, fiel verheerend aus: Die Forschungsleistungen von F. seien «als sehr bescheiden zu beurteilen», ebenso seine Drittmittel, die er teilweise nicht einmal genutzt habe. Er habe zu wenig publiziert und pflege kaum einen Nachwuchs oder einen wissenschaftlichen Austausch. Auch sein Verhalten gegenüber Mitarbeitern war teilweise inakzeptabel. Besonders schwer wog, dass F. Erstautorschaften beanspruchte, ohne einen Beitrag zu leisten. Die Universität entzog ihm den Titel eines Extraordinarius und das Recht zur Betreuung von Doktoranden.

Das alles wollte Regierungsrat Thomas Heiniger offenbar nicht hören. Der umstrittenen Professor kam zu einer persönlichen Anstellung, die durch das Krankenversicherungsgesetz in keiner Art abgedeckt ist. In einem «Protokoll» hielt die Gesundheitsdirektion fest, die klinische Tätigkeit von F. habe «zu keinen Klagen Anlass gegeben». Dabei hatten die Balgrist-Vertreter lediglich ausgeführt, es sei nur dank Teamarbeit nicht zu konkreten, akuten Patientenschädigungen gekommen. Ziel der Entlassung war es jedoch gewesen, Kunstfehler in Zukunft zu vermeiden. Dieses Protokoll verfasste Generalsekretär Brunnschweiler am 21. Juli 2016, über zwei Wochen nach dem Gespräch vom 5. Juli. Zu diesem Zeitpunkt wusste die Gesundheitsdirektion bereits, dass sie plante, F. die Knochentumoren anzuvertrauen. Trotzdem liess sie den Balgrist im Ungewissen.

Für den Balgrist eröffnete sich mangels Legitimation kein Rechtsweg, da die Klinik weiterhin Leistungserbringerin und als solche «nicht betroffen» ist. Die Immunität von alt Regierungsrat Heiniger und seinem Stab würde ohnehin nie aufgehoben; darum kam auch eine Strafanzeige nicht in Frage. Niemand kann den Ex-Magistraten zur Rechenschaft ziehen, denn er agierte gewissermassen in einem rechtsfreien Raum. ○



«Sprechen wir doch einmal Klartext»: FDP-Präsidentin Gösli an der Delegiertenversammlung in Flawil, 4. Mai.

Vorwärts, dem Zeitgeist hinterher

Die FDP wird im Wahljahr durch interne Debatten gebremst.
Die Parteispitze gibt sich gelassen und beruft sich auf den Fortschritt.
Kann das gutgehen? *Von Erik Ebnetter*

Am Samstag, nach einer langen Woche unangenehmer Schlagzeilen für seine Partei, steht Andrea Caroni, der freisinnige Ständerat aus Appenzell Ausserrhoden, auf der Bühne im Lindensaal von Flawil und gibt den fröhlichen Unterhalter. Die Delegierten der FDP sind zusammengekommen, um eine Resolution über die Reform der Altersvorsorge zu verabschieden, aber das grosse Thema, dem sich auch Caroni nicht entziehen kann, ist der Klimawandel. Zuletzt hat sogar die unverdächtige NZZ den Ton verschärft: «Die FDP hat die eigene Basis zur Umweltpolitik befragt. Nun erfährt die Öffentlichkeit häppchenweise die Ergebnisse. Exponenten widersprechen sich, relativieren, interpretieren unterschiedlich. Schlimmeres kann in einem Wahljahr kaum passieren.»

Caroni, immerhin Vizepräsident der FDP, wirkt davon ganz und gar nicht beeindruckt.

280 Delegierte aus allen Landesteilen haben den Weg in das Untertoggenburg gefunden, und Caroni erlaubt sich zur Begrüssung erst einmal einen Scherz. «Damit Sie nicht immer über das Klima abstimmen müssen: Wer von Ihnen war noch nie in Flawil?», fragt er in den Saal, worauf viele Hände in die Höhe gehen. Man treffe sich hier aus einem einfachen Grund, erklärt Caroni. Flawil liege genau in der Mitte zwischen Wil, wo Karin Keller-Sutter, die neue FDP-Bundesrätin, zu Hause sei, und Herisau, dem «unverbrieften Hauptort der Ostschweiz». Dass er selbst in Herisau wohnt, braucht Caroni nicht hinzuzufügen – die meisten Delegierten verstehen die Pointe auch so und würdigen sie mit einem Lacher.

Wenig später wiederholt sich das Spiel. Es sei ja nicht nur die Umwelt-, sondern auch die Frauenfrage, die viele Leute umtreibe, sagt Caroni und will nun offenbar hervorheben,

wie gut die FDP darauf vorbereitet sei. Er bietet dem Publikum eine Wette an: «Ich bin wahrscheinlich der einzige Mann in diesem Land, der vier Parteipräsidentinnen über sich hat: zwei kommunale, eine kantonale und eine nationale.» Wer ihn übertrumpfe, den lade er auf einen Aperol Spritz ein. Dann wendet er sich an Petra Gösli, die nationale Präsidentin, die auf der Bühne an einem Tisch sitzt. Er bezeichnet sie als «Chefin meiner Chefinnen – oder wie man bei der Mafia sagen würde: die Bossin der Bossinnen». Die Delegierten klatschen, und in gar nicht wenigen Gesichtern ist ein Schmunzeln auszumachen.

Gösli tut niemandem weh

Von Krise ist an diesem Samstag im Lindensaal kaum etwas zu spüren: Die FDP zelebriert Gelassenheit. «Meine Damen und Herren», eröffnet Petra Gösli ihre Rede, «Wahlen gewinnt

man, indem man politisch lesbar ist. Man muss nicht allen gefallen. Wahlen gewinnt man, wenn man eine klare Haltung hat. Und Wahlen gewinnt man, indem man für seine Werte einsteht!» Dass sie die FDP für «politisch lesbar» hält und der Partei eine «klare Haltung» attestiert, führt Gössi gar nicht erst aus – es versteht sich offenbar von selbst. Einzig die angesprochenen Werte erwähnt sie: «Freiheit», «Gemeinsinn», «Fortschritt». Und als «Essenz freisinnigen Handelns» nennt sie «Verantwortung»: die Suche nach Lösungen «für die Probleme, die wirklich existieren».

Welche Probleme das sind? «Sprechen wir doch einmal Klartext», sagt Gössi, nachdem sie es nicht ohne Floskeln und Klischees durch den Einstieg geschafft hat («Das Leben ist kein Ponyhof»). Die «Probleme der heutigen Schweiz» seien das vertrackte Verhältnis zur EU, die unterfinanzierte Altersvorsorge, die steigenden Pflege- und Gesundheitskosten, der verschwenderische Umgang mit natürlichen Ressourcen sowie die zunehmende Angst in der Bevölkerung vor der Digitalisierung. Bald wechselt Gössi zwischen Deutsch und Französisch hin und her, ohne je mitreissend oder frech zu sein. Was sie vorträgt, tut nicht einmal den politischen Gegnern weh («Liebe Linke, mehr Geld ausgeben ist keine Lösung»).

Mahnung an Parteifreunde

Nach zwanzig Minuten, fast zum Schluss ihrer Rede, kommt sie endlich auf die Unruhe in der Partei zu sprechen. «Wir müssen aufhören, schlecht über andere Freisinnige zu reden», ermahnt sie ihre Zuhörer, wobei sie vor allem ihre Fraktionskollegen im Bundeshaus meinen dürfte. «Der Freisinn kann sich nicht profilieren, wenn wir uns in Links- und Rechtsliberale aufspalten, in Wirtschafts- und Umweltliberale, in Sozial- und Irgendwie-liberale. Liberalismus heisst nicht Beliebigkeit. Freisinnige Politik bedeutet, dass wir das Prinzip der Verantwortung miteinander teilen.» Sie endet mit einem halbherzigen «Vive le PLR!», und die Delegierten antworten mit höflichem Applaus. Dann steht schon wieder Andrea Caroni auf der Bühne und verdankt diesen «ersten Höhepunkt».

Kritischer sind die Medien. «Wer von «liberaler Umweltpolitik» redet, muss dem Wähler auch sagen können, was liberale Umweltpolitik ist», schreibt die NZZ pünktlich zur Delegiertenversammlung. Und die *Sonntagszeitung* wird tags darauf kommentieren: «Klar ist nur, dass auch FDP-Mitglieder zumindest rhetorisch gern zu den Klimaschützern gehörten. Geht es aber um Konkretes, ist der Freisinn ambivalent und widersprüchlich.» Petra Gössi, die sich lange über gute Presse freuen durfte, gilt auf einmal als führungsschwach, weil sie innerparteiliche Programmdebatten im Wahljahr nicht nur zugelassen, sondern auch noch befeuert

hat. Erst war es das Rahmenabkommen, das im Freisinn heftiger zu reden gab als bei der bürgerlichen Konkurrenz; nun ist es der Klimawandel. Diese Entwicklung nur mit einer Personalie zu erklären, wäre allerdings zu einfach. Die Gründe dafür reichen tiefer.

«Wie revolutionär sind Sie?»

Der Slogan der FDP heisst: «Gemeinsam weiterkommen». Nur wohin? Es ist eine Frage, die den Freisinn immer wieder einholt. Eine Partei, die «Fortschritt» als Wert an sich versteht, ist dazu verdammt, nie stehenzubleiben, sondern immer dem Weltgeist zu folgen. Als 1968 die Studenten aufbegehrten, erkoren diese die FDP zu ihrem Feindbild. Die Partei galt ihnen als rechts und reaktionär, was die Freisinnigen, die sich seit je als fortschrittlich verstanden, nicht wenig irritierte. 1971, vor den nationalen Wah-

Wer Fortschritt als Wert an sich versteht, ist dazu verdammt, immer dem Weltgeist zu folgen.

len, wehrte sich die FDP per Inserat in der NZZ gegen den Vorwurf, sie sei «faschistoid», und Parteipolitiker antworteten in einer Broschüre auf Fragen der Jugend. Die FDP wollte damit zeigen, «dass auch unsere Top-Politiker einmal jung und in der Opposition waren».

Eine Frage an Nello Celio lautete: «Herr Bundesrat, wie revolutionär sind Sie?» Celio, einst Hauptmann und Notar, antwortete: «Natürlich nicht sehr, sonst wäre ich wahrscheinlich nicht Bundesrat geworden.» Er zeigte allerdings gewisse Sympathien für die Proteste: «Mit der Jugend bin ich der Auffassung, dass sich unsere vorwärtsstrebende Gesellschaft nicht immer auf die gleichen Prinzipien und Institutionen stützen kann.» Die FDP fasste zusammen: «Bundesrat Celio und viele andere fortschrittliche Politiker des Freisinns haben die Zeichen der Zeit erkannt. Sie klopfen keine leeren Sprüche, sondern verwirklichen gute, freiheitliche Ideen.» Und die Partei kam in eigener Sache zum Schluss: «Der Freisinn ist <in>».

Die Wahlen von 1971 verlor die FDP trotzdem. Sie war einfach keine Bündnispartnerin für marxistisch inspirierte Studenten. Glaubwürdiger konnte die Partei auftreten, als einige Jahre später, nach der ersten schweren Rezession seit dem Krieg, die angebotsorientierte Wirtschaftspolitik populär wurde. «Mehr Freiheit und Selbstverantwortung – weniger Staat», forderten die Freisinnigen nun. Die Plakate, die sie im Wahlkampf von 1979 aufhängen liessen, verkündeten: «Sozialismus ist teuer. Und erst noch kein Vergnügen!» Oder: «Der Staat ist keine Kuh, die im Himmel gefüttert und auf Erden gemolken wird.» Und am Ende erzielte die FDP das beste Ergebnis seit Jahrzehnten. Natürlich verstand man sich immer noch als fortschrittlich.

Kann man aus der Geschichte lernen? Karin Keller-Sutter ist offenbar davon überzeugt. Nachdem Petra Gössi ihre Rede beendet hat, wird sie von Andrea Caroni auf der Bühne interviewt. Sie beschwört den «Geist von 1848», als «unsere Vorfahren» in kurzer Zeit die Bundesverfassung erarbeiteten. Heute erlebe sie die Politik dagegen oft als «kleinmütig». Sie wünsche sich, «dass man aufeinander zugehen, dass man etwas machen und an die übergeordneten Interessen der Eidgenossenschaft denken würde». Das Publikum schenkt ihr den grössten Applaus des Tages, und Caroni spricht von einem «imposanten Aufruf». Dass 1848 nur Liberale und Radikale, also Gesinnungsfreunde, die Verfassung schufen und diese zuvor in einem kurzen Bürgerkrieg die Konservativen besiegt hatten, geht in dem geschichtsseligen Augenblick unter. Es ist natürlich einfacher, grosse Würfe zu realisieren, wenn man allein entscheiden kann.

Das Gefühl trägt

Was also lehrt das historische Vorbild? Vielleicht einfach dies: Eine politische Kraft, die erfolgreich sein will, muss entschlossen auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiten. Wichtig sind Einheit (bei aller Vielfalt) und Kampfgeist (es muss ja nicht gleich Krieg sein). Aber was soll das Ziel sein? Als letzter Redner des Tages tritt Beat Walti, der Fraktionschef der FDP, an das Rednerpult. Er unternimmt zuerst eine Zeitreise in das Jahr 1979 und erzählt, was heute alles besser sei als damals. «Es gibt nur eine Ausnahme, wo ich die Zeit zurückdrehen möchte: Die FDP hatte vor vierzig Jahren noch 24 Prozent Wähleranteil.» Neben ihm stehen zwei Staffeleien mit einem verhüllten Plakat, das gleich präsentiert werden soll, und einen Moment lang glaubt man tatsächlich, die FDP setze wieder auf ihre klaren Botschaften von 1979.

Das Gefühl trägt, denn Walti hat längst klargemacht, wohin die Reise gehen soll: «Ich will in die Zukunft und die Chancen packen für die Menschen in der Schweiz.» Die Freisinnigen seien «die Optimisten im politischen Umzug», sagt er. «Keine andere Partei baut wie die FDP auf die Chancen der Zukunft und des Fortschritts.» Der Wahlkampf-Slogan, der schliesslich enthüllt wird, lautet: «Die Schweiz will.» Was das bedeutet? Petra Gössi erklärt: «Die FDP ist die Partei des Wollens. Wir Liberale haben uns bereits 1848 dazu bekannt, in einem zerstrittenen Umfeld Verantwortung zu übernehmen und zu wollen. Wir wollten schon damals die problemlösende Kraft sein, nicht die problembeschreibende und schon gar nicht die problembewirtschaftende Kraft.»

Am Montag erscheint in der NZZ ein Interview mit ihr – die Schlagzeile ist ein Zitat. Gössi sagt: «Die Menschen in unserem Land haben die Nase voll von Politmarketing und Schaumschlägerei.» ○

Neue Steuern für alle

Ist die Flugticket-Abgabe der Testlauf? In der Schublade des Bundes liegt ein langer Massnahmenkatalog. Er sieht vor, die Steuerzahler unter dem Titel «Klimawandel» zusätzlich zu schröpfen.

Von Hubert Mooser

Der Moment ist gerade günstig: Weil sich derzeit wieder alle vor dem Klimawandel fürchten, wollen die Linken, Grünen und Netten die Gunst der Stunde nutzen und eine Flugticket-Abgabe durchsetzen. Die Bürgerinnen und Bürger sollen sich ihrer Treibhausgas-Emissionen bewusster werden und weniger fliegen – so die Theorie. Der erste Versuch, diese Abgabe im CO₂-Gesetz zu verankern, scheiterte allerdings in der Wintersession 2018 im Nationalrat am Widerstand von SVP und FDP. Aber damit ist das Ansinnen noch nicht vom Tisch.

Unter dem Druck der Strasse und ihrer Basis geben sich die Freisinnigen inzwischen etwas grüner. Und man muss damit rechnen, dass die Umweltkommission (Urek) des Ständerates, die zurzeit die CO₂-Vorlage berät, den Entscheid des Nationalrates korrigieren und die Flugticket-Steuer beschliessen wird – auch wenn die Kommission diesen Punkt noch nicht diskutiert hat, wie Urek-Präsident und Ständerat Roland Eberle (SVP) präzisiert. Einzelne Vertreter der Urek, darunter eben auch die FDP-Ständeherrn Ruedi Noser und Damian Müller, haben jedoch gegenüber der NZZ am Sonntag vorzeitig durchblicken lassen, sie würden eine solche Abgabe auf den Flugtickets unterstützen.

Dreister Vorschlag

Das könnte zum Testlauf für neue Steuern und Abgaben unter dem Titel «Klimawandel» werden. Die Klima-Allianz Schweiz, eine Organisation, die sich aus SP, Grünen, Grünliberalen sowie Gewerkschaften, Hilfswerken und Umweltorganisationen zusammensetzt, fordert seit Jahren, die Schweiz müsse zur Bekämpfung des Klimawandels in den Entwicklungsländern eine Milliarde Franken pro Jahr aufwerfen. Das Geld soll jedoch nicht wie bisher aus der gleichen Kasse kommen wie die Entwicklungshilfe. Ein Grossteil der internationalen Klimafinanzierung des Bundes läuft heute über den Rahmenkredit für Entwicklungshilfe. Die Milliarde soll zusätzlich bezahlt werden, also durch neue Steuern und Abgaben. In den Schubladen des Bundesamts für Umwelt (Bafu) liegt griffbereit ein Massnahmenkatalog, der auflistet, wo und wie man die Steuerzahler unter dem Titel «Klimawandel» zusätzlich schröpfen könnte. Dreist wird darin etwa eine Erhöhung der Benzinsteuern um 1 bis 1,3 Rappen vorgeschlagen. Das brächte – so haben es jedenfalls die



Wie will man das den Bürgern schmackhaft machen?

Bafu-Klimaexperten ausgerechnet – zwischen 70 und 90 Millionen Franken pro Jahr für die internationale Klimafinanzierung. Aufgeführt ist auch die Einführung einer Verbrauchssteuer auf Flugtreibstoffen. Internationale Flüge sind im Gegensatz zu Inlandflügen davon befreit. Weiter wird eine Finanzierungsabgabe auf fossilen Treibstoffen nach Vorbild des Klimarappens vorge-

schlagen. Das Bafu schlägt aber auch ganz banal eine Klimasteuer vor. Wer Treibhausgas emittiert, soll entsprechend dafür bezahlen.

Doch wie will man das den Bürgern schmackhaft machen? Die frühere Umweltministerin Doris Leuthard (CVP), in deren Ära das Papier entstanden ist, brachte nicht den Mut auf, derartige Instrumente zur Debatte zu stellen. «Neue Abgaben und Steuern

haben null Chancen», meint denn auch CVP-Nationalrätin Elisabeth Schneider-Schneiter, Präsidentin der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrats – jener Fachkommission also, die mit dem Rahmenkredit für die Entwicklungshilfe auch über die Gelder zur Bekämpfung des Klimawandels in den Entwicklungsländern beraten wird. Auch der

Die Geldmaschine zur Rettung der Welt rattert bisher nicht wie gewünscht und erhofft.

Bundesrat hielt bisher «neue staatliche Finanzierungsquellen für nicht notwendig», wie er SP-Nationalrätin Claudia Friedl vor gut einem Jahr in einer Antwort auf eine Anfrage wissen liess. Man wolle die internationale Klimafinanzierung verstärkt via «mobilisierte private Mittel erbringen».

Private Investoren halten sich zurück

Nur rattert eben die Geldmaschine zur Rettung der Welt hier bisher nicht wie gewünscht und erhofft. 2017 konnte der Bund bloss 20 Millionen Franken von privater Seite zur Bekämpfung des Klimawandels in Entwicklungsländern mobilisieren. Das ist ein Klacks im Vergleich zu den 350 Millionen Franken, welche die Schweiz offiziell zugunsten der Bekämpfung des Klimawandels in den Entwicklungsländern bereitstellt. Wenn man alle Beiträge an Uno- und Weltbank-Ableger dazurechnet, sind es wohl sogar zwischen 400 und 600 Millionen pro Jahr. Die Klimaspezialisten vom Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco), vom Bundesamt für Umwelt und von der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) wollen das ändern und haben im März 2019 in einem gemeinsam erarbeiteten neuen Konzept versucht, aufzuzeigen, wie man künftig mehr Private für Investitionen gewinnen könnte. Man solle verstärkt mit Finanzintermediären zusammenarbeiten und den Fokus auf «fortgeschrittene Entwicklungsländer» legen.

Das ginge dann auf Kosten der Entwicklungshilfe für die ärmsten Länder – was Linke und Grüne, denen die Finanzierung des Klimawandels über die Entwicklungshilfe immer schon ein Dorn im Auge war, erst recht motivieren wird, den Massnahmenkatalog des Bafu umzusetzen. Mit SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga hat jetzt in dem für die Klimapolitik verantwortlichen Infrastrukturdepartement (Uvek) eine Bundesrätin das Sagen, die vor solchen Massnahmen nicht zurückschreckt. Und die Flugticket-Abgabe beweist, wie zuerst umstrittene neue Abgaben plötzlich salonfähig werden, wenn das Lamento zum bevorstehenden Weltuntergang wegen des Klimawandels laut genug ist. ○

Handel

Brüssels Vertragsbruch

Die von der EU eingeführten Zölle auf Stahl- und Aluminium-Importe verletzen das Freihandelsabkommen mit der Schweiz. Warum lässt sich der Bund das bieten?

Der Fall ist eigentlich klar: Im Freihandelsabkommen (FHA) zwischen der Schweiz und der EU aus dem Jahr 1972 ist unter Artikel 3 unmissverständlich ein Verbot von Einfuhrzöllen und mengenmässigen Einfuhrbeschränkungen festgehalten. Das hat die EU jedoch nicht davon abgehalten, zuerst provisorisch und ab dem 31. Januar 2019 definitive Schutzmassnahmen auf Stahl und Aluminium aus der Schweiz zu beschliessen. Sobald das von der EU festgelegte Kontingent überschritten ist, so die neue Regel, werden Schutzzölle von 25 Prozent auf dem Warenwert fällig.

Das ist für die Stahlbranche kein Pappentstiel. Die Schweiz exportiert durchschnittlich Stahlerzeugnisse für 920 Millionen Franken sowie Aluminiumprodukte für 1,4 Milliarden Franken pro Jahr in den EU-Raum. Diese Ausfuhren sind nun von Schutzmassnahmen betroffen. Damit angefangen hat US-Präsident



EU-Spitzenbeamtin Malmström.

Donald Trump, als er im Frühjahr 2018 neue Zollbarrieren auf Stahlimporte errichtete. Aus Angst, China werde als Folge davon den EU-Markt mit billigem Stahl überfluten, begann auch die EU, den Markt mit Zöllen zu strangulieren. Das wollten sich die Schweizer zuerst nicht bieten lassen.

Schneider-Ammann blitzte ab

Eine Infonotiz des Departementes für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF) zeigt, wie Bundesrat und Unterhändler von den Vertretern der EU abgetischt wurden, als sie 2018 auf die Einhaltung des Freihandelsabkommens pochten. Unmittelbar nachdem die EU im April 2018 den ersten Schritt zur Errich-

tung von Zöllen auf Stahl und Aluminium unternommen hatte, traf sich Botschafter Urs Bucher, Chef der Mission der Schweiz bei der Europäischen Union, mit dem damaligen Vize-Generalsekretär von Handelskommissarin Cecilia Malmström, Ignacio Garcia Bercero, zu einer Aussprache. Bucher rapportierte nach Bern, die Kommission werde die Verpflichtungen des Freihandelsvertrages von 1972 einhalten. Eine generelle Ausnahme der FHA-Partner der EU könne jedoch die Rechtmässigkeit und Glaubwürdigkeit der EU-Schutzmassnahmen in Frage stellen.

Ein paar Wochen nach Bucher blitzte der Schweizer Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann wegen der Stahlzölle bei EU-Handelskommissarin Malmström ab. Sie liess beim Treffen offen, ob man die Schweiz von Schutzmassnahmen ausnehmen werde. Der Bundesrat intervenierte auch in Deutschland, Österreich, Italien und Frankreich. Das einzige Zugeständnis der EU-Kommission gegenüber der Schweiz: Die Schutzmassnahmen würden so umgesetzt, dass die bestehenden bilateralen Handelsflüsse «möglichst wenig» eingeschränkt würden. Davon war in der provisorischen Phase des neuen Regimes, also 2018, nicht viel zu spüren. Wichtige Schweizer Stahlfirmen hätten im Dezember 2018 Lieferungen in die EU eingestellt, heisst es weiter in der Infonotiz des WBF.

Verständnis im Bundeshaus

Die EU hat nun die Massnahmen ein wenig angepasst und teils länderspezifische Zollkontingente definiert. Der Schweizer Stahlindustrie komme diese Anpassung entgegen, findet das Staatssekretariat für Wirtschaft, da dadurch verhindert werde, dass die Zollkontingente durch stark angestiegene Stahleinfuhren in die EU aus andern Drittstaaten frühzeitig ausgeschöpft werden. Es ist aber nicht etwa so, dass alle auf die EU sauer wären. Im Wirtschaftsdepartement und sogar im Parlament stossen die Massnahmen der EU trotz Vertragsbruchs auf Verständnis: «Sie sind nachvollziehbar», meint SP-Nationalrat Corrado Pardini.

Dabei zeigt die EU umgekehrt wenig Verständnis, wenn die Schweiz Verträge nicht einhält – wie zum Beispiel bei den flankierenden Massnahmen, die aus Sicht der EU das Abkommen zur Personenfreizügigkeit verletzen und der Grund sind, weshalb die EU der Schweiz einen Rahmenvertrag aufzwingen will. *Hubert Mooser*

Fischfutter aus Basel

Der geplante Bau eines privat finanzierten Ozeaniums spaltet Basel. Betrachtungen einer Provinzposse, die die grossen Fragen der Welt touchiert. Von Michael Bahnerth

Eine Frage, die sich in Basel gerade stellt, ist die, ob Menschen das Problem sind oder Fische. Wahrscheinlich beide. Die Menschen, weil sie den Bau eines 100 Millionen Franken teuren und von Mäzenen und privaten Sponsoren finanzierten Ozeaniums, in dem auf 10 000 Quadratmetern ab 2024 für geschätzte 700 000 Besucher «mehrere tausend Meeresbewohner» präsentiert werden sollen, zu einer Frage der Ethik hochstilisieren. Die Fische, weil sie nichts dazu sagen.

Die Vorgeschichte geht so: Basel hat seit 45 Jahren ein Vivarium, eine grosse Attraktion war das damals, die Leute strömten und strömen immer noch wie ein unendlicher Schwarm von Makrelen vor die Aquarienfenster. Es gab und gibt selbstgezüchtete Seepferdchen, Clownfische, Piranhas und einen riesigen Zackenbarsch, der ein Leben lang nur faul herumlag und dann sanft entschlief. Das Vivarium beherbergt 5000 Tiere aus 450 verschiedenen Arten und sechs Kontinenten. Den Fischen scheint es so weit gutzugehen. Da waren keine negativen Symptome wie Hospitalismus, Burnout oder depressive Langeweile auszumachen. Sogar die Pinguine, diese Wanderer im Land des ewigen Eises, scheinen froh, dass dieser Mördermarsch zu Brutplätzen nicht mehr sein muss.



Es sieht nicht gut aus: geplantes Ozeanium an der Heuwaage.

Vor ein paar Jahren kam die Idee eines Ozeaniums auf. Die Idee ist, das Meer und ein paar seiner Bewohner nach Basel zu holen, sie dort zur Schau zu stellen, zur Freude und Wissenserweiterung der Besucher, was dazu führen soll, dass jede Landratte ein aktives Bewusstsein für das Ökosystem Meer entwickelt. Ein Mäzen spendete dreissig Millionen Franken für das Projekt, das an der Basler

Es ist wohl die einzige Stadt der Welt, die mit einem geschenkten Ozeanium Probleme hat.

Heuwaage wie ein architektonischer Fels in der Brandung stehen soll, weitere Spenden kamen hinzu, alles schien bestens. Basel, diese Stadt, die immer mehr verliert – die Mustermesse, Aussteller bei der Baselworld etwa –, bekäme wieder etwas, was sie ein bisschen obenauf schwimmen lässt.

Provinzielles liegt näher

Dann tauchten aus der Tiefe des Basler Sumpfes die Spielverderber an die Oberfläche. Da war die Fondation Franz Weber, da waren die Grünen und ein paar andere selbsternannte Weltenretter. «NOzeanium», skandierten sie. Die Weltmeere seien ohnehin schon bedroht, zwei Drittel der Korallenriffe zerstört, ein Ozeanium sei ein veraltetes Konzept, ein unnötiger Bauklotz auf Kosten der Natur, und die Fische fänden das auch nicht lustig, wenn sie denn den Transport vom Meer ins Ozeanium überhaupt überlebten, weil 70 Prozent aller Fische bei einem Transport sterben würden. Sie sammelten Unterschriften für ein Referendum, 4923 waren es, und am 19. Mai wird jetzt die Basler Bevölkerung darüber abstimmen, ob es ein Ozeanium geben wird oder nicht. Es sieht nicht so gut aus. Knapp wird es auf alle Fälle, Umfragen prognostizieren ein Nein mit 54 Prozent aller Stimmen.

Basel, das sich gerne gross fühlt und als weltoffen



Bewusstsein für das Ökosystem Meer entwickeln:

empfindet, neigte bei Abstimmungen über Leuchtturmprojekte in jüngerer Vergangenheit stets zum Kleinmut. Jede Dekade versenkt das Volk eine Vision; 1990 eine Brücke des Architekten Santiago Calatrava, 2007 ein Gebäude der Architektin Zaha Hadid. Warum die Basler Realität kaum einmal mit der grossen Vorstellung, die die Stadt von sich hat, mithalten kann, warum ihr im Ernstfall das Provinzielle näherliegt als das Mondäne, ist nicht ganz klar. Es scheint, dass das Grosse immer nur deswegen eine Imagination bleibt, weil in der Realität das Grosse für den Basler Geist dann doch zu gross ist.

Basel ist wahrscheinlich die einzige Stadt der Welt, die mit einem geschenkten Ozeanium Probleme hat. Die Befürworter, von der plötzlichen Ablehnung wie ins kalte Wasser geworfen, setzen auf eine Plakatkampagne, bei der Köpfe von wenig A- und viel B- und C-Prominenz von den Plakatwänden schauen und die sagen, man brauche das, aus Liebe zu Basel, für die nächsten Generationen und so weiter. Die Gegner organisieren Flashmobs, stehen da, in der einen Hand ein Glas, in dem ein Holzfisch liegt, auf der Handfläche der andern steht geschrieben: «Ohne mich», und ihre Gesichter schauen so sorgenvoll drein, als ob die Welt gerade ertrinke. Oder sie verteilen Flyer und sagen, wenn Basel wirklich fortschrittlich sein möchte und irgendwie wegweisend in der Rettung der Meere, dann sage es nein zu dieser «hübsch verpackten Plünderung der Meere».



Innenansichten des Projekts.

Die Befürworter sagen: Durch ein Ozeanium würden die Menschen für die Probleme der Meere sensibilisiert, weil ein Transfer vom Abstrakten ins Bewusste stattfindet. Die Gegner sagen: Das würden die Befürworter und Betreiber von Grosseaquarien immer sagen, aber Zoos und Aquarien hätten den Raubbau und das Artensterben auch nicht verhindert. Es gibt noch ein paar Nebenschauplätze in dieser ideologischen Auseinandersetzung; das Gebäude der Zürcher Boltshauser Architekten sei hässlich, es gebe keine Parkplätze für Besucher, was ein Witz ist, weil einmal die politische Heimat der Ozeaniums-Gegner in jenem links-grünen Umfeld liegt, das in Basel zur Steigerung der Wohnqualität und zur Rettung der Welt neuerdings fast jedem Parkplatz den Garas machen will. Und weil darüber hinaus zwei Parkhäuser in der Nähe sind.

Im Banne des Klimawandel-Hypes

Der weisse Hai der Argumente unter der «NOzeanium»-Gruppe aber ist die Mortalität bei Fischtransporten. Sie betrage 70 bis 80 Prozent, behaupten sie. Ein gutes Argument. Die armen Fische sterben, nur damit wir sie hier anschauen können. Mag sein, dass von

einer Tonne Neonfische nur 300 000 lebend in Aquarien ankommen, aber die luxuriösen Fischarten, die in ein Ozeanium kommen, werden sozusagen in der Business-Class transportiert, was die Möglichkeit ihres

Todes reduziert. Die paar Exemplare, die den Transport nach Basel nicht überleben würden, sollte man in den grossen Fischtod-Zusammenhang stellen: Täglich werden 220 000 Tonnen Fisch gefangen. 27 000 Tonnen werden jeden Tag tot wieder ins Meer geworfen, weil sie zu klein sind oder als verwertbarer Fisch nicht gerade in Mode. Vor diesem Hintergrund verfängt das Argument des «Fischtötens für ein bisschen Show» kaum.

Man könnte mit den 100 Millionen ein wenig das Meer

vom Plastik befreien, ist auch ein Argument. Stimmt, könnte man. Aber nicht mit dem Geld der Mäzene und privaten Sponsoren. Das fällt also auch ins Wasser. Klar scheint auch zu sein, dass die Gegner im Banne des gerade vorherrschenden Hypes um Klimawandel, Erhitzung der Weltmeere, Überfischung sowie die geschätzt 86 Millionen Tonnen Plastik in den Ozeanen (das ist so viel, wie jährlich Fisch gefangen wird) wie fiebrig geworden sind und einen missionarischen

Eifer an den Tag legen. Und ja, sie haben recht, die Ozeane werden irgendwann zu wässrigen Wüsten, wenn das so weitergeht, aber kein Ozeanium ändert daran überhaupt nichts. Es ist auch nicht der kleine Anfang von etwas Grosse, das die Welt zu einer besseren machen könnte. Klar ist auch, dass jene, die jetzt gegen ein Ozeanium demonstrieren und es möglicherweise verhindern, sich danach kaum mehr aktiv zur Rettung der Meere einsetzen werden.

Fische sind stumm und haben kein Bewusstsein. Wahrscheinlich können sie keinen Schmerz empfinden oder auch nicht wie ein Gefangener eine Sehnsucht für die Freiheit entwickeln. Ohne Bewusstsein gibt es keinen Schmerz, oder umgekehrt, nur mit Bewusstsein ist Schmerz als Leid zu empfinden. Und Bewusstsein gibt es nur, wenn im Hirn irgendein Bestandteil ist, der es erzeugt, der Neokortex also. Fische haben keinen. Es kann also sein, dass Fische gar nicht gross mitbekommen, ob sie in einem Becken schwimmen oder im grossen weiten Ozean.

Die Frage ist, ob sich Fische in einem Ozeanium nicht vielleicht sogar wohl fühlen könnten. Eine warme Mahlzeit pro Tag und zwischendurch einen Snack, die Möglichkeit der Fortpflanzung, eine optimale Wassertemperatur, keine Plastikabfälle im Wasser, ärztliche Betreuung, und der ganze Druck um die Möglichkeit des Gefressenwerdens durch andere Fische schwimmt in einem andern Becken. ○



Fühlen sie sich wohl?

In der Realität ist das Grosse für den Basler Geist dann doch zu gross.

Hinter den Kameras

Die Schweiz hätte auch ohne Schengen-Vertrag Zugang zum sicherheitsrelevanten Informationssystem. Die neue EU-Waffenrichtlinie bringt nichts, ausser das baldige Ende der freiheitlichen Schweizer Waffentradition. Von Peter Keller

Die Sendung war bereits aufgezeichnet, die Mikrofone wurden gerade entfernt, als der vorherige Befürworter der neuen Waffenrichtlinie freundlich lächelnd bemerkte: «Persönlich bin ich natürlich gegen diese EU-Waffenrichtlinie. Aber wir müssen sie halt übernehmen wegen des Schengen-Vertrags.» Hinter den Kameras tönt es bisweilen anders als vor den Kameras.

Zweites Beispiel: Ein ebenfalls bürgerlicher Politiker verteidigt seine Parteikollegin und neue Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP), die jetzt den Abstimmungskampf gegen das Referendum anführt. Sie habe das Dossier von ihrer Vorgängerin Simonetta Sommaruga übernehmen müssen. «Ich bin sicher, Keller-Sutter hätte mit der EU besser verhandelt als Sommaruga.» Der Sozialdemokratin sei das freiheitliche Schweizer Waffenrecht ohnehin ein Dorn im Auge.

Die Gegner des «EU-Waffendiktats» bezeichnen die neuen Vorgaben aus Brüssel als «nutzlos» und «freiheitsfeindlich». Die Befürworter warnen dagegen vor dem Ausschluss aus dem Schengener Abkommen. Damit verlöre die Schweiz Zugang zum Schengener Informationssystem (SIS). In dieser Datenbank sind etwa zur Fahndung ausgeschriebene Personen oder gestohlene Ausweisdokumente und Schusswaffen registriert.

Hat die Schweiz ein Waffenproblem?

Zweifelsohne bietet das SIS Vorteile in der Strafverfolgung. Dass die EU die Schweiz wegen einer Waffenrichtlinie aus dem Schengen-Raum ausschliessen würde und damit eine Sicherheitslücke mitten in Europa zuliesse, ist wenig wahrscheinlich. Zumal es alternative Formen der Zusammenarbeit gibt: Grossbritannien ist nicht Mitglied des Schengen-Raums und trotzdem Teil des SIS. Zudem gibt es seit 2006 ein Kooperationsabkommen der Schweiz mit Europol. Europol wiederum hat Zugriff auf die SIS-Daten und mit ihr die Schweiz – ob mit oder ohne Schengener Abkommen. Man muss auch die Wirksamkeit des SIS ins rechte Verhältnis rücken. 2018 wurden mit Hilfe der Datenbank 285 Personen festgenommen. Allein der Kanton Aargau hat im gleichen Zeitraum 2301 Festnahmen ausgewiesen. Pro Jahr werden in der Schweiz rund 30 000 Festnahmen vorgenommen.

Die Verschärfung der Waffenrichtlinie durch die EU wurde mit der Bekämpfung des Terrorismus begründet. Auslöser war das Blutbad von Paris 2015 mit 130 Toten. Die islamistischen Attentäter benutzten dabei teilweise halbautomatische Schusswaffen, deren privater Besitz nun – mit Ausnahmebestimmungen – grundsätzlich verboten wird. Darunter fällt



«Rücksicht auf Jäger und Waffensammler»: alt Ständerat Stähelin.

auch das Sturmgewehr 90 der Schweizer Armee. Die Terroristen hatten ihre Kalaschnikows allerdings illegal erworben, während die neuen Bestimmungen der EU den legalen Waffenbesitz ins Visier nehmen.

Hat die Schweiz ein Waffenproblem? Die Zahl der Delikte mit Schusswaffen ist gemäss polizeilicher Kriminalstatistik 2018 gering,

Die Zahl der Delikte mit Schusswaffen ist gemäss Kriminalstatistik 2018 gering.

zumal der Waffenbesitz pro Kopf in der Schweiz relativ hoch ist: Nur 15 von 585 schweren Körperverletzungen wurden mit einer Schusswaffe begangen, die grosse Mehrheit mit Stichwaffen oder durch reine Körpergewalt. Ein ähnliches Bild zeigt sich bei den Tötungen: Von den 199 registrierten Delikten

wurden lediglich 11 Prozent mit einer Schusswaffe ausgeübt, aber 54 Prozent mit einer Stichwaffe. Wie viele der 22 Tötungsdelikte durch illegale Schusswaffen erfolgt sind, darüber gibt die Statistik keine Auskunft.

Armeegewehr wird zur verbotenen Waffe

Das Schengener Abkommen ist das bisher erste, welches die Schweiz verpflichtet, automatisch (auch neues) EU-Recht zu übernehmen. Ansonsten droht der Ausschluss. In der Parlamentsdebatte 2004 zu Schengen/Dublin war davon in Bezug auf das Waffenrecht keine Rede. Im Gegenteil: Ständerat und Kommissionssprecher Philipp Stähelin (CVP) versprach: «Bei der Anpassung des Waffenrechtes an Schengen/Dublin nimmt die Kommission Rücksicht auf Sportschützen, Jäger und Waffensammler und nimmt diese von der expliziten Angabe eines Erwerbgrundes aus. Jäger, Schützen und Waffensammler werden [...] auch in Zukunft ohne Probleme einen solchen Erwerbsschein erhalten, wenn sie die gesetzlichen Vorschriften erfüllen.»

Die neue Waffenrichtlinie vollzieht nun einen Paradigmenwechsel: Anstelle einer «bewilligungspflichtigen Waffe» wird beispielsweise das im Sportschiessen verwendete Sturmgewehr 90 zu einer «verbotenen Waffe» (Art. 5, Abs. 1c). Während bei einem Waffenerwerbsschein (bewilligungspflichtige Waffe) kein Bedürfnisnachweis erforderlich ist, ist dieser bei einer «Ausnahmebewilligung» für eine «verbotene Waffe» zwingend. Dabei soll künftig alle fünf Jahre eine Überprüfung stattfinden. Dieser Bedürfnisnachweis wurde sowohl in der bundesrätlichen Botschaft zu Schengen/Dublin wie auch im Abstimmungsbüchlein 2005 mehrfach verneint.

Ob der Erwerb eines halbautomatischen Gewehres «auch in Zukunft ohne Probleme» möglich sein wird, ist stark zu bezweifeln. Auf verbotene Dinge und auf Ausnahmen gibt es keinen Rechtsanspruch. Zumal in Art. 28 und Art. 5 des Waffengesetzes, wo die Ausnahmebewilligungen beschrieben sind, nur «kann»-Formulierungen zu finden sind. Die nächsten Verschärfungen seitens der EU werden kommen und mit ihnen wohl ein generelles Verbot von privatem Waffenbesitz und damit das Ende der freiheitlichen Waffentradition. ○

25551 Vibra- toren



219.–
Womanizer Premium



«Spannungen und Lücken»: Anti-Terror-Experte Vincent.

«Europa wiegt sich in falscher Sicherheit»

Peter S. Vincent, Ex-Spitzenbeamter im US-Ministerium für innere Sicherheit, warnt: In Europa würden jährlich eine Million Menschen eingebürgert – ohne genauere Überprüfung. Schengen sei löchrig, Mitgliedstaaten tauschen ihre Informationen unvollständig. *Von Florian Schwab*

Nur wenige amerikanische Beamte erlangen Zugang zur Verschlussklasse «Top Secret». Ihnen sind Informationen anvertraut, deren Bekanntwerden «massiven Schaden für die Sicherheit der USA» bedeuten könnte. Normalerweise behalten sie diese Zugangsberechtigung auch nach dem Ausscheiden aus dem öffentlichen Dienst. So auch Peter S. Vincent. Zwischen 2002 und 2014 war der Anti-Terror-Experte im Justizministerium und im Ministerium für innere Sicherheit (Homeland Security) tätig. In der Obama-Ära war er fünf Jahre lang Chefjurist und leitete die internationalen Aktivitäten. Heute steht Vincent der Abteilung Regierungsberatung und Business Intelligence bei Henley & Partners vor, der weltweit führenden Agentur für den Wechsel von Wohnsitz und Staatsbürgerschaft.

Herr Vincent, was kostet die bulgarische Staatsbürgerschaft?

Ich habe Berichte gesehen, laut denen legitime Pässe in Bulgarien und Rumänien für 5000 Euro verkauft wurden.

Lassen sich mit diesen Dienstleistungen ganze Identitäten verschleiern?

Während meiner Tätigkeit beim Department of Homeland Security beobachtete ich Organisationen des internationalen Verbrechens, die sich auf die Anfertigung falscher Papiere spezialisiert haben. Gefälschte Dokumente, die täuschend echt aussehen und damit die Verschleierung der Identität erlauben: Geburtsurkunden, Wählerregistrierungen und Führerscheine – alles auf echtem Dokumentenpapier mit allen notwendigen Sicherheitsmerkmalen. Hat

jemand seine wahre Identität einmal auf diese Weise verfälscht, haben wir keine Ahnung mehr, was das für Leute sind und was ihre Absichten sind.

Wo sahen Sie die grösste Nachfrage nach falschen Papieren?

Namentlich grenzüberschreitend tätige Banden aus Osteuropa verkaufen authentisch aussehende Ausweispapiere im Dark Web. Die Käufer können diese Papiere für den Erwerb europäischer Staatsbürgerschaften verwenden – ohne dass sie genauer angeschaut worden wären.

Länder wie Italien, Portugal und Spanien haben sehr grosszügige Regelungen für die Einbürgerung der Nachfahren früherer Auswanderer. Werden diese Programme ebenfalls missbraucht?

So wie ich das sehe, läuft die Sicherheitsprüfung hier in vielen Fällen nicht besonders diszipliniert ab. Jahr für Jahr werden Tausende von Menschen aus Argentinien oder Brasilien Bürger von Spanien und Italien. Wir haben wenige Informationen über die Echtheit ihrer Ansprüche.

Ihr Arbeitgeber, Henley & Partners, steht in der Kritik von Seiten der EU, weil er Malta dabei geholfen hat, die Möglichkeit für die schnelle Einbürgerung von Investoren zu schaffen.

Die EU pocht berechtigterweise auf eine vollständige Sicherheitsüberprüfung aller Anwärter auf die Staatsbürgerschaft von Mitgliedstaaten. Aber man sollte die knappen Ressourcen dort einsetzen, wo echte Gefahren bestehen. Die *citizenship by investment*-Programme unterziehen alle Kandidaten einer x-fachen Sicherheitsprüfung: vor der Antragstellung durch den Broker sowie auch vor dem Abschluss durch die Behörden des jeweiligen Landes.

Sie beraten Regierungen beim Aufsetzen dieser Sicherheitsmechanismen.

Die Sicherheitsprüfung steht am Beginn. Jedes Mal, wenn jemand die Staatsbürgerschaft durch Investment erwerben will, muss der Agent oder Broker genauestens überprüfen, ob diese Person ist, wer sie behauptet zu sein, und ob ihre Gelder einen legitimen Ursprung haben. Für diese Überprüfung gibt es spezielle Dienstleister, welche die genaue Identität und die Vermögensverhältnisse ausleuchten. Wenn es Zweifel gibt, muss man sich gegen den Kandidaten entscheiden.

Welche Prüfungen braucht es seitens der Behörden?

Die Sicherheitsbehörden des Staates müssen ihre eigene, umfassende *due diligence* durchführen, gestützt auf eigene Daten und jene von Partnerstaaten weltweit. Sie müssen die Information auch an Interpol weiterleiten, um sicherzustellen, dass die Person nicht auf einer Fahndungsliste steht. Und sie müssen sich mit den USA abstimmen, namentlich mit dem Office of Foreign Assets Control und dem Financial Crimes Enforcement Network im Finanzministerium.

Wird das bei den wilden Einbürgerungen in Rumänien und Bulgarien gemacht?

Rumänien und Bulgarien haben, in Anbetracht ihrer Geschichte, ziemlich erfahrene und fähige Sicherheitsdienste. Meine Sorge ist nicht, dass diese Behörden nicht funktionieren würden. Meine Sorge ist, dass es Einzelnen gelingt, diese Dienste zu umgehen und direkt an einen Beamten zu gelangen, der die Kompetenzen hat, an allen normalen Prozessen vorbei Einbürgerungsentscheide zu treffen.

Ist das eine allgemeine Befürchtung, oder haben Sie Kenntnis solcher Fälle?

Da ich nach wie vor eine nationale Top Secret Clearance für sensible Informationen habe, kann ich nicht über Einzelfälle sprechen. Aber ich kann Ihnen sagen, dass die Regierung der USA sehr besorgt ist und auch die EU sich Sorgen machen sollte.

War es ein Fehler, Länder wie Rumänien und Bulgarien in die Schengen-Zone zu lassen?

Nein. Ich denke, Bulgarien und Rumänien sind legitime Schengen-Mitglieder. Aber wir müssen sehr ernsthaft über die Unzulänglichkeiten sprechen, die es bei der Identifizierung von Individuen gibt, welche auf dem Schwarzmarkt Geburtsurkunden oder andere Abstammungspapiere erwerben und damit in kurzer Zeit zu EU-Staatsbürgerschaft und -Reisepass gelangen.

«Die Schweiz bekommt nicht genügend Anerkennung für ihre fähigen Sicherheitsdienste.»

zierung von Individuen gibt, welche auf dem Schwarzmarkt Geburtsurkunden oder andere Abstammungspapiere erwerben und damit in kurzer Zeit zu EU-Staatsbürgerschaft und -Reisepass gelangen.

Worüber sollte sich die Schweiz in dem Zusammenhang Sorgen machen?

Weil sie offene Grenzen zu den anderen Schengen-Ländern unterhält, sollte sie sich fragen: Wer sind diese eine Million Neubürger, die jährlich die Staatsbürgerschaft eines EU-Landes erwerben? Was sind ihre Absichten, was ihre Hintergründe?

Wie gut funktioniert eigentlich der Datenaustausch zwischen den Schengen-Staaten?

Allgemein gut. Aber in Anbetracht historisch entstandener kultureller Empfindlichkeiten ist der Austausch nicht immer so problemlos, wie er sein sollte. Einige Länder sind weniger bereit, ihre Informationen mit ihren Nachbarn zu teilen – sei es aufgrund von Kriegserfahrungen oder von unzureichendem Vertrauen in andere Mitgliedstaaten, vertrauliche Informationen sicher und geheim zu verwahren.

Gibt es Beispiele für eine bessere internationale Kooperation?

Die sogenannten Five Eyes (fünf Augen): USA, Kanada, Neuseeland, Australien und das Vereinigte Königreich haben ein historisch sehr robustes Abkommen über den geheimdienstlichen Informationsaustausch. Wenn Grossbritannien die EU wirklich verlässt, dann wird die EU den Grossteil der unglaublich wertvollen Informationen von MI6 und MI5 verlieren.

In Grossbritannien diskutiert man das Thema genau andersherum: Die Briten haben Angst, den Zugriff auf die tollen Informationen der Europäer zu verlieren.

Meine Freunde und Kollegen in Frankreich, Deutschland und Italien betonen immer, dass sie mit den Engländern alles teilen, was sie teilen können. Aber dieses «was sie können» ist der Code dafür, dass sie eben nicht

alles teilen. Aus historischen Gründen werden diese Spannungen und Lücken im Informationsaustausch noch lange fortauern. Leider wissen auch Terrororganisationen um diese Lücken. Sie sind sehr gut darin, sie auszunutzen.

Auch in der Schweiz verlassen wir uns auf die Schengen-Informationssysteme. Wiegen wir uns in falscher Sicherheit?

Ganz Europa wiegt sich in falscher Sicherheit. Als jemand, der inhaftierte Terroristen verhört hat, kann ich sagen: Aufgrund ihrer einzigartigen Geschichte der Neutralität ist die Schweiz selten bis nie Zielscheibe. Sie hat nie die Feindschaft terroristischer Organisationen auf sich gezogen. Angriffsziele sind hauptsächlich Nato-Mitgliedstaaten und deren Bürger.

Wie funktioniert die Zusammenarbeit der Schweizer Sicherheitsdienste mit den Five Eyes?

Die Schweiz bekommt nicht genügend Anerkennung für ihre äusserst fähigen Sicherheitsdienste. Die Zusammenarbeit mit den Five Eyes in Sachen Terrorbekämpfung ist sehr eng. Aber die Schweiz hängt das nicht an die grosse Glocke, weil sie sich nicht zur Zielscheibe von Terroristen machen möchte.

Lesen Sie die ausführliche Fassung dieses Interviews im englischen Original auf www.weltwoche.ch.



Matrioschka-Gespräch - Zum Kern der Dinge vordringen

FRIEDEN ODER KRIEG. RUSSLAND UND DER WESTEN – EINE ANNÄHERUNG.

Gast: Fritz Pleitgen, Deutscher Journalist und Michail Schischkin, Schriftsteller

Leitung: Wolfgang Koydl freier Journalist und Buchautor

**Hotel St. Gotthard, Zürich
22. Mai 2019**

Fr. 70.-/Gönner: Eintritt frei

**18 Uhr: Beginn der Veranstaltung
Sprache: Deutsch
Apéro: Hobelkäse-Buffer mit Zöpfe**

**Information: +41 44 261 19 71
Anmeldung: info@swissrussianforum.org**

**Medienpartner:
DIE WELTWOCH**



Schwachstellen im System: Migranten in einem Auffanglager in El Paso, Texas, 27. März.

Grösster Andrang seit zehn Jahren

Im März wurden mehr als 100 000 illegale Grenzübertritte an der amerikanischen Südgrenze registriert. Die mexikanischen Drogenkartelle profitieren vom überlasteten US-Grenzschutz und verdienen Abermillionen mit Schlepperdiensten. *Von Buck Sexton*

Präsident Donald Trumps Versprechen, für eine Verschärfung der Einwanderungsgesetze und für mehr Sicherheit an der Grenze zu sorgen, spielte eine grosse Rolle bei seinem Wahlsieg 2016. Als politischer Aussenseiter konnte Trump der Einwanderungsdebatte innerhalb der Republikanischen Partei und im ganzen Land neue Impulse geben. Aber trotz seiner Zusage, er werde eine Mauer bauen und «illegale Ausländer» (so der juristische Fachbegriff) in verstärktem Mass abschieben, ist die amerikanische Südgrenze unsicherer, durchlässiger und problematischer denn je.

Ein Blick auf die Statistiken der Zoll- und Grenzschutzbehörde (CBP) ist aufschlussreich. Im März 2019 wurden mehr als 100 000 illegale Grenzübertritte an der amerikanischen Südgrenze registriert. Das ist die höchste Zahl für einen Monat seit mehr als zehn Jahren. Angesichts des gegenwärtigen Trends dürfte die Zahl der illegalen Grenzübertritte in diesem

Jahr bei über einer Million liegen. Diese Massenmigration, vor allem aus den mittelamerikanischen Staaten Honduras, Guatemala und El Salvador, ist nur möglich, weil es Schlupflöcher in Gesetzen gibt, die für den Schutz von Asylsuchenden und Familien gedacht sind.

Die amerikanischen Einwanderungsgesetze sind ein unüberschaubarer Wirrwarr von Bestimmungen. Viele Vorschriften werden wegen mangelhafter Ausstattung der Polizeibehörden schlicht nicht durchgesetzt. Etliche Kommunalpolitiker haben nichts dagegen, wenn Einwanderungsgesetze weitgehend ignoriert oder aktiv unterlaufen werden – denken wir nur an die wachsende Zahl von Städten, die sich als «sichere Zufluchtsorte» deklarieren. Aber es ist das Asylrecht, das der gegenwärtigen Krise an der Südgrenze der USA den Weg bereitet hat.

Alle Menschen, die ihr Heimatland aus politischen oder religiösen Gründen verlassen müssen, haben traditionell Anspruch auf Asyl. Die-

ses Recht wird nicht gewährt, wenn der Betroffene einfach «ein besseres Leben» führen will oder wirtschaftliche Chancen sucht. Wer nach Amerika kommt, weil er einen Job sucht oder Zugang zu unseren Sozialleistungen haben will, muss das normale Einwanderungsverfahren durchlaufen. Doch es gibt Schwachstellen im System, namentlich die juristische Kategorie der «glaubwürdigen Angst», die Asylsuchende geltend machen können. Dieser Aspekt des Einwanderungsrechts war der Riss im Damm, der nun eingestürzt ist und zu einer Flut von illegalen Grenzübertritten geführt hat.

«Glaubwürdige Angst»

Konkret sieht es so aus: Präsentiert sich ein Migrant an der Grenze als Staatsangehöriger eines nicht benachbarten Landes (Kanada und Mexiko also ausgenommen) und erklärt, er habe «glaubwürdige Angst» vor Verfolgung in seinem Heimatland, so hat diese Person das

Recht, dass ihr Fall vor einem US-Gericht angehört wird.

Handelt es sich überdies um eine Familie (zwei oder mehr Mitglieder derselben Familie mit mindestens einem Kind, die gemeinsam unterwegs sind), so darf deren Kind oder dürfen deren Kinder erst nach zwanzig Tagen in Gewahrsam genommen werden. Das heisst also: Illegale Migranten können bei ihrer ersten Festnahme auf «glaubwürdige Angst» plädieren, und wenn sie ein Kind dabei haben, werden sie höchstwahrscheinlich schon nach 48 Stunden freigelassen und befinden sich auf US-Territorium.

Der Missbrauch dieser Möglichkeit wird inzwischen systematisch betrieben. Migranten berufen sich gegenüber Grenzvächtern regelmässig auf «glaubwürdige Angst», weil sie wissen, dass ihre Angaben vor Ort nicht überprüft werden können. Sie wissen, dass angesichts von mehr als 800 000 unerledigten Fällen in den Einwanderungsgerichten jeder Migrant, der in den letzten zwölf Monaten über die Grenze gekommen ist und nun auf sein Asylverfahren wartet, wahrscheinlich erst in fünf Jahren einen Gerichtssaal betreten wird.

Nach Schätzungen der Immigration and Customs Enforcement (ICE), der Polizei- und Zollbehörde, der die Überwachung der US-Grenzen obliegt, erscheint weniger als die Hälfte der Migranten, die auf «glaubwürdige Angst» plädieren, zu ihrem Asylverfahren. Von denjenigen, die tatsächlich erscheinen, erhalten nur sehr wenige Asyl. Alles in allem wird geschätzt, dass 90 Prozent der mittelamerikanischen Migranten, die im letzten Jahr zu Hunderttausenden in die Vereinigten Staaten gekommen sind, kein Asyl erhalten werden. Aber nur ein Bruchteil von ihnen wird in ihr Heimatland abgeschoben, obwohl das gesetzlich vorgeschrieben ist.

In den vergangenen sechs Monaten war ich wiederholt an den Grenzübergängen San Diego/Tijuana und El Paso/Juárez, um mit den Beamten über die Situation vor Ort zu sprechen. Die Grenzvächter sind vollkommen überlastet. Statt Drogenkuriere abzufangen und Menschenmuggel zu verhindern, müssen sie sich mit Migranten abgeben, die genau wissen, dass sie durch ein Schlupfloch in die USA gelangen, wenn sie auf «glaubwürdige Angst» hinweisen und erklären, in einem Familienverband unterwegs zu sein.

Das hat negative Folgen für alle Bereiche des Grenzschutzes. Die mexikanischen Drogenkartelle, höchst profitabel, brutal und destabilisierend, verdienen Abermillionen mit dem Einschleusen von Migranten durch von ihnen kontrollierte Gebiete, ganz abgesehen von den Milliarden, die sie im Drogengeschäft einnehmen. Diese Kartelle profitieren von den Problemen, die die Migranten den überlasteten ameri-

kanischen Grenzvächtern bereiten, und gehen entsprechend vor. Die Menschenmuggler («Kojoten») dirigieren grössere Gruppen von «Asylsuchenden» über einen bestimmten Grenzabschnitt, und während die Grenzvächter mit der Überprüfung dieser Migranten beschäftigt sind, transportieren Drogenkuriere grosse Mengen an Opioiden, Kokain, Methamphetaminen oder anderen Drogen über den betreffenden Grenzabschnitt, der ihnen weit offensteht.

Warum Gesetze?

Infolge des enormen Anstiegs der Zahl von Migrantenfamilien und angeblichen Asylbewerbern hat sich die Situation in allen Bereichen der Grenzüberwachung deutlich verschlechtert. Niemand kann genau sagen, wie sehr sich diese Migrantenflut auf den Drogen-schwarzmarkt auswirkt, aber im Jahr 2017 wurden mehr als 70 000 Opioidtote registriert, die an einer Überdosis starben – so viel wie nie zuvor. Wegen der Überlastung der Beamten an der Grenze nimmt auch der Menschenmuggel (einschliesslich Sexhandel) zu.

Es besteht kein Grund zu der Annahme, dass sich die Situation bald entspannen wird. Demokraten und Republikaner haben in Sachen Einwanderung und Asyl nur wenig gemeinsam. Die Demokraten widersetzen sich reflexhaft allen Anstrengungen, den Grenzschutz zu verbessern, und lehnen die Verhängung von spürbaren Strafen für illegale Migranten ab. Die Republikaner ihrerseits schwanken zwischen einem Deal, die Millionen illegaler Migranten, die sich bereits in den USA aufhalten, zu legalisieren, und politischen Massnahmen, den Grenzschutz zu verbessern und die Einwanderungsgesetze im Binnenland strikt anzuwenden.

All das sollte zu einer ernsthaften Diskussion über das Wesen des Nationalstaats führen. Wenn die immer unverfrorener auftretenden Verfechter einer faktisch offenen Grenze wirklich glauben, dass jedermann das Recht haben

sollte, nach Belieben zu kommen und zu gehen, dann sollten sie das offen sagen. Wenn jeder Migrant aus Mittelamerika, der lieber in den Vereinigten Staaten als in seiner Heimat leben will, ein Aufenthaltsrecht haben sollte, stellt sich die Frage, warum die USA überhaupt Einwanderungsgesetze brauchen.

Präsident Trump hat gesagt, dass «ein Land ohne Grenzen kein Land» sei. Wenn Amerika nicht bald die Migrationskrise angeht, wird sich zeigen, ob Trump recht hat.

Buck Sexton, 37, zählt zu den aufsteigenden Stimmen in den US-Medien. Seine Radiosendung «The Buck Sexton Show» wird auf 120 Stationen quer durch Amerika ausgestrahlt. Sexton war CIA-Analyst, mit Fronteinsätzen im Irak und in Afghanistan. Der Artikel ist im englischen Original nachzulesen auf www.weltwoche.ch

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Inside Washington

Meinungspolizei

Soziale Medien sperren konservative Aktivisten. Trump hält ein wachsames Auge drauf.

Twitter, Facebook und Google: Aufgepasst! *Big brother is watching you.* Sein Name ist Präsident Donald J. Trump. Er ist der unangefochtene König der 280-Zeichen-Nachricht, und aufmerksam beobachtet er die Internet-Giganten und die Old-School-Medien, die, wie er und viele andere finden, regelmässig Probleme mit konservativen Ansichten haben. In der letzten Woche sperrte Facebook mehrere umstrittene Aktivisten, die mehrheitlich rechts aussen stehen. Trump feuerte zurück – mit Versalien, Ausrufezeichen und rechtschaffener Empörung: «In den sozialen Medien wird es immer schwieriger für Konservative! [...] Wir sind hier in den Vereinigten Staaten von Amerika – und bei uns gibt es bekanntlich MEINUNGSFREIHEIT! Wir beobachten und verfolgen das ganz genau!»

Auch für konservative Journalisten wird es immer schwieriger in ihrem Job. In der letzten Woche wurde der freie Journalist Andy Ngo während des alljährlichen 1.-Mai-Spektakels in Portland, Oregon, tätlich angegriffen, mit Faustschlägen und Tränengas. Ngo bat die Polizei um Hilfe. Nichts passierte. Wie wir von Ngo erfuhren, sind die Demonstranten schon seit Monaten hinter ihm her: «Es ist schockierend, sie treten ganz offen auf, vor den Augen der Polizei, die nichts unternimmt, um mich oder andere Journalisten zu schützen.» Wir haben einen bekannten Schauspieler um seine Meinung zu diesem Thema gebeten. Gegenwärtig hat er eine Hauptrolle in einer heissen TV-Serie, die von einem der einflussreichsten Entertainer produziert wird. Er hat uns um Anonymität gebeten: «Bei vielen Filmen mit religiösen/familiären/konservativen Themen ist die Profitmarge astronomisch. Trotzdem lassen die grossen Hollywood-Studios die Finger davon.» Fazit: «Wenn Hollywood aus inhaltlichen Gründen auf das grosse Geld verzichtet, dann weiss man, dass Parteilichkeit und Bigotterie real sind.» Amy Holmes

«Direkt aus dem Wachsfignenkabinett»

Fünf Monate nach Ausbruch der Proteste hat Emmanuel Macron der Nation Massnahmen präsentiert. Wird die Zerstörungswut der Gelbwesten nun abklingen? Auf Anfrage der *Weltwoche* antwortet Jacline Mouraud, die «Jeanne d'Arc der *gilets jaunes*», ihrem Präsidenten. Von Jürg Altwegg

In einer «Stunde der Wahrheit» präsentierte Frankreichs Präsident Emmanuel Macron dem Volk jüngst Massnahmen gegen die Krise im Land. Darin verleugnet er sein Wahlprogramm: 120 000 Beamtenstellen werden nicht abgebaut, keine weiteren Spitäler und Schulen werden geschlossen. Nur am Verzicht auf die Reichensteuer und an Steuersenkungen hält er fest. 17 Milliarden Euro zusätzliche Ausgaben sind budgetiert, die Rechnung kann nicht aufgehen. Wie reagieren die *gilets jaunes*? Die *Weltwoche* hat Jacline Mouraud um eine Einschätzung gebeten. Sie gehörte zu den Auslösern der Bewegung (*Weltwoche* Nr. 3/19).

Wie haben Sie Macrons «Stunde der Wahrheit» empfunden?

Macron hatte über die Krise nachgedacht und war sichtlich bemüht, Vorschläge zu ihrer Überwindung zu machen. Von seinen Massnahmen profitieren die Mittelschicht und die Rentner. Den Bauern, den Teilzeitbeschäftigten, den *working poor* hatte er nichts zu sagen. Es war nicht die Rede eines Präsidenten an die Nation.

Und seine Auftritte unmittelbar nach dem Brand von Notre-Dame?

Am Abend selbst zeigte er vor Ort seine Gefühle und fand die richtigen Worte. Am Tag danach, bei seiner TV-Rede aus dem Elysée, waren die Emotionen wie weggeblasen. Man hatte den Eindruck, als käme er direkt aus dem Wachsfignenkabinett. Dieser Auftritt war völlig überflüssig.

Viele Gelbwesten waren entsetzt, als Milliarden 100 oder 200 Millionen Euro für Notre-Dame versprochen.

Der Schutz der Kulturgüter ist wichtig. Sie sind die Hinterlassenschaft unserer Geschichte, und wir haben die Pflicht, sie zu unterhalten. Notre-Dame braucht Geld, und wenn François Pinault und Bernard Arnault als Mäzene auftreten, muss der Staat weniger aufwenden. Aber natürlich kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sie ihre Angestellten besser bezahlen könnten.

Was hat sich in Ihrem Leben seit dem Ausbruch der Revolte verändert?

Alles. Ich bin landesweit bekannt und werde permanent bedroht. Ich kann keine Hypnositzungen für Raucher mehr durchführen, weil ich Angst habe, in eine Falle der Gelbwesten zu geraten. Ich bezahle einen hohen Preis. Aber ich kämpfe weiter.



«Eine Gesellschaft braucht die Reichen»: Aktivistin Mouraud.

Was halten Sie von seinen Reformen? Renten unter 2000 Euro werden der Inflation angepasst.

Das müsste eine Selbstverständlichkeit sein – aber für alle. Sonst gibt es eine neue Ungerechtigkeit zwischen jenen, die ein bisschen mehr oder weniger beziehen. Die Steuersenkungen bringen nichts, die Gelbwesten bezahlen eh keine Steuern. Unser Problem sind die Einkünfte. Wir müssen dafür sorgen, dass alle arbeiten, nur so kommen die staatlichen Finanzen ins Lot.

Die Abschaffung der Eliteschule ENA?

Das hat niemand verlangt. Mit den *gilets jaunes* hat das nichts zu tun. Was wir wollen: dass die Absolventen fünf Jahre lang für den Staat, der ihre Ausbildung bezahlt hat, arbeiten und nach einem Abgang in die Privatwirtschaft nicht wieder zurückkehren dürfen. Ihre Beamtenstellung ist lebenslanglich garantiert. Angehörigen der unteren Schichten fehlen die kulturellen Voraussetzungen zum Eintritt in die ENA.

Im «grand débat» kam die Wiedereinführung der Reichensteuer an erster Stelle der Forderungen.

Sie löst keine Probleme. Sonst verlassen noch mehr Vermögende das Land. Wir müssen die Steuerflucht bekämpfen. Eine Gesellschaft braucht die Reichen, sie schaffen Arbeitsplätze. Wir dürfen in Frankreich den Klassenkampf nicht noch weiter schüren – auch nicht von oben. Ich befürworte die Beteiligung aller Angestellten an den Unternehmensgewinnen, so wie sie Charles de Gaulle vorschwebte. Frankreichs Zustand stimmt mich traurig. Wir verstehen uns nicht mehr, es scheint nur noch Streit, Neid und Hass zu geben.

Haben Sie an der Debatte teilgenommen?

Wir haben in unserer kleinen Gemeinde eine Veranstaltung organisiert. Hundert Leute kamen, ein Teil davon nur, um mich niederzuschreien. Aber die Einwohner standen mir bei. Es war keine wirkliche Debatte, die Themen wurden vorgegeben. Wir konnten unsere Meinung sagen, es gab jedoch keinen Austausch. Die Franzosen machten eifrig mit, nicht aber die Gelbwesten – leider. Sie hätten ihre Forderungen und Vorschläge einbringen sollen.

Macron hat auch mehr direkte Demokratie versprochen.

Er will einen Rat aus 150 Bürgern begründen, die per Losentscheid bestimmt werden. Nur wird uns dieses Komitee wieder ein Heidengeld kosten und ausser Palaver nicht viel bringen. Weniger Parlamentarier und ein bisschen Proporz sind schön und gut. Aber wir brauchen die Mitsprache und Mitbestimmung der Bürger auf lokaler und nationaler Ebene. Ein Referendum macht nur Sinn, wenn sein Ausgang respektiert wird. Wir haben über einen Flughafen in Nantes abgestimmt. Das Volk wollte ihn, doch eine Protestbewegung besetzte das Gelände. Macron hat das Projekt abgeblasen.

Was muss er machen?

Die Franzosen sind nicht gegen Reformen – wenn sie den Nachbarn betreffen. Jeder hält an seinen Privilegien fest. Unsere Revolte wurde wegen der Erhöhung des Benzinpreises ausgelöst, aber letztlich zielt sie auf die Privilegien und die Verantwortungslosigkeit der Politiker. Sie werden nie zur Rechenschaft gezogen. Als Minister war Laurent Fabius für den Skandal mit den verbrauchten Blutreserven verantwortlich, Kinder wurden mit HIV infiziert: «verantwortlich, aber nicht schuldig.» Die *gilets jaunes* sind eine Revolte gegen die Immunität der Politiker. Auch die Extremisten, die bei den Demos alles kaputtschlagen, werden nie für die Schäden haftbar gemacht.

Sie wollten eine Partei gründen.

Sie existiert. Auch in unseren Reihen ist das permanente Zerwürfnis das grösste Problem. Der Präsident, der nach Macron kommen wird, muss mit der Faust auf den Tisch hauen. Wir brauchen unbedingt einen neuen General oder eine Generalin à la de Gaulle. Ich bin nicht für Europa, wie es gegenwärtig funktioniert. Wir müssen es umbauen. Aber Europa ist nötig, um neben Amerika, China und Russland bestehen zu können. Ich bewundere Talleyrand, der am Wiener Kongress nach Napoleons Debakel Frankreich wieder ins Spiel gebracht hat. Es muss sich erneuern und seine Rolle auf der Weltbühne wiederfinden.

Das hatte man sich von Macron erhofft.

Er kam wie ein Wirbelsturm. Er ist vorbei – und hinterlässt gewaltige Zerstörungen.

Für welche Partei werden Sie sich bei der Europawahl entscheiden?

Ich kann nicht jemanden wählen, in den ich kein Vertrauen habe. Das ist für mich eine Frage des Gewissens. Wahrscheinlich werde ich leer einlegen. Obwohl Macron gerade erklärt hat, dass Leerstimmen nicht berücksichtigt werden. Aber sie werden gezählt und sind Ausdruck eines Protests: Ich bin mit niemandem einverstanden. Ich werde einen Videoaufruf erlassen und die Gelbwesten auffordern, zur Wahl zu gehen. ○

Ausland

Comeback von Mr Brexit

Die britische konservative Partei steht vor ihrer grössten Krise seit den 1840er Jahren. Nigel Farage, Vorkämpfer des EU-Austritts, wittert seine Chance. Von James Delingpole

Nigel Farage ist heiss. Seine Brexit-Partei, die erst vor einigen Wochen registriert wurde, hat gute Aussichten, bei den Europa-Wahlen am 23. Mai mit einem hervorragenden Ergebnis abzuschneiden. Sie liegt fünfzehn Punkte vor den Konservativen, neun Punkte vor Labour. Ende Juni könnte sie nicht nur die stärkste britische Kraft im Europäischen Parlament sein, sondern sogar ihren ersten Abgeordneten in Westminster stellen. Die Kandidatin der Brexit-Partei, Annunziata Rees-Mogg (Schwester des prominenten konservativen Politikers Jacob Rees-Mogg), könnte die Nachwahlen in Peterborough gewinnen. Farage ist so heiss, dass er sogar als künftiger Premierminister gehandelt wird.

Dabei stand er im Mai vergangenen Jahres als Verlierer da. Gewiss, als ehemaliger Chef der britischen Unabhängigkeitspartei UKIP hatte er David Camerons Koalitionsregierung erfolgreich dazu gedrängt, ein Referendum über den Verbleib des Vereinigten Königreichs in der EU durchzuführen. Er hatte die Schlacht gewonnen, aber den Krieg verloren. Nachdem die Briten für den Brexit gestimmt hatten, schien es weder für Farage noch für die UKIP (aus der er alsbald austrat) einen Daseinszweck zu geben.

Wütende Basis

Doch seine Rettung war ausgerechnet die konservative Regierung, die er so sehr verabscheut. Theresa Mays Torys haben sich in der Umsetzung des Brexits als so unfähig erwiesen, dass ihr Stimmenanteil komplett im Keller ist. Die Partei steht vor ihrer grössten existenziellen

Wofür steht die Brexit-Partei eigentlich – abgesehen davon, dass sie für den Brexit eintritt?

Krise seit den 1840er Jahren, und die Basis, mehrheitlich EU-kritisch, ist so wütend, dass ihr ein Hinscheiden der Torys egal wäre. Vielleicht wird Farages Brexit-Partei der Phönix sein, der aus der Asche aufersteht.

Dies zumindest dürfte sein Plan sein. Farage ist so entschlossen, die Torys zu vernichten, dass er sogar in Erwägung zieht, bei den nächsten Wahlen gegen Boris Johnson anzutreten,

der gegenwärtig als aussichtsreichster Nachfolger von Theresa May gilt. Farage würde zwar nicht gewinnen, aber er könnte so viele Wähler auf seine Seite ziehen, dass Boris als glaubwürdigster Vertreter der Konservativen, der die Partei zusammenführen und mit einer robusten Pro-Brexit-Politik erneuern könnte, vermutlich abtreten müsste.

Doch wofür steht die Brexit-Partei eigentlich – abgesehen davon, dass sie für den Brexit eintritt? Farage legt Wert darauf, mit Kandidaten aus allen Lagern eine möglichst breite Un-



Aus allen Lagern: Politiker Farage.

terstützung zu gewinnen – einschliesslich eines libertären revolutionären Marxisten, eines Umweltschützers und ehemaligen Elitesoldaten, eines jüdischen Räucherlachshändlers, einer nigerianischen Anwältin, einer Opernsängerin und eines ehemaligen Herausgebers eines Männermagazins. Das wird ihm bei den Europa-Wahlen zugutekommen, die als Protestwahlen angesehen werden, obschon sie im Grunde nicht zählen. Wie es dann weitergeht, entzieht sich seinem Einfluss – auch wenn er noch so charmant, charismatisch und energiegeladen ist.

Die Entscheidung liegt bei den Torys und der Frage, ob sie die Kraft haben, sich selbst als Partei zu retten, indem sie einen neuen Konservatismus und einen konkreten Brexit aus dem Hut zaubern.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Beförderung zum göttlichen Wesen: Thailands König Rama X.



Majestätische Morgenröte

Von Sophie Mühlmann

Japans Kaiser waren Götter in Menschengestalt. Die «himmlischen Herrscher» dieser ältesten Monarchie der Welt waren seit dem 8. Jahrhundert unantastbar. Nun aber ist ein solcher Halbgott abgetreten, hat den Chrysanthementhron im Alter von 85 Jahren zugunsten seines Sohnes aufgegeben – das ist unerhört in Japans Geschichte.

Allerdings hatte dieser Kaiser Akihito schon in den vergangenen drei Jahrzehnten daran gearbeitet, «menschlich» zu werden, ein Revolutionär in Kaiserrobe. Akihito hatte seine grosse Liebe Michiko Shoda beim Tennis kennengelernt und war der erste japanische Kaiser in über 2000 Jahren Geschichte, der eine Bürgerliche zur Frau nahm – gegen den Willen des Hofamtes. Als das Paar Kinder bekam, zogen sie diese alleine gross. Angeblich mussten die Kaiserkinder gar ihre Pausenbrote selber packen.

Als Japan 2011 von Erdbeben und Tsunami verwüstet wurde, besuchte Akihito die Opfer – in schlichter Kleidung, auf Augenhöhe. Er war der erste Repräsentant des Landes gewesen, der die Rolle Japans im Zweiten Weltkrieg selbstkritisch in Frage stellte – einer der Gründe, warum der rechtskonservative Premier Shinzo Abe sich den Kaiser als reinen Zeremonienmeister, nicht als eigenständig handelnde politische Person wünscht.

Japans Nachkriegsverfassung hatte die Institution Kaiser als «Symbol von Staat und nationaler Einheit» definiert. Akihito gab dieser Institution durch seine bescheidene Zugänglichkeit neuen Sinn. Und sein Sohn Naruhito hat versprochen, den eingeschlagenen Weg als Kaiser des Volkes weiterzugehen.

Auch andere gekrönte Häupter in Asien arbeiten daran, ihr Image der Zeit anzupassen und so relevant zu bleiben. Sie werden weltlicher und damit volksnäher. Und zugleich stehen sie ebenso für Märchen und uralte Riten, für Prunk und Pomp, wie die Majestäten in anderen Teilen der Welt.

Da gibt es zum Beispiel König Jigme Khesar Namgyel Wangchuck aus Bhutan, einst einer der begehrtesten Junggesellen Asiens und der jüngste Monarch der Welt. Als sein Vater, König Jigme Singye Wangchuck, im Jahre 2006 nach 34 Jahren überraschend abdankte, um das isolierte buddhistische Reich in die Demokratie einzuführen, erbte sein ältester Sohn die Aufgabe, Bhutan zu modernisieren.

Ebenso wie der scheue König Norodom Sihamoni, seit 2004 König von Kambodscha. Sein Vater, König Sihanouk, hatte sechzig Jahre lang auf dem Thron gesessen und das

Land aus der französischen Kolonialzeit durch die blutige Epoche der Roten Khmer geführt, bis er 2004 zugunsten seines Sohnes abdankte. Beide Majestäten werden von ihrem Volk tief verehrt – auch wenn sie heutzutage nicht mehr viel zu bestimmen haben.

Von allen asiatischen Monarchen hat der Sultan von Brunei am meisten zu sagen. Hassanal Bolkiah herrscht seit 51 Jahren mit uneingeschränkter Macht. Seit April gilt im ganzen Land die Scharia. Angeblich hat der Sultan dieses drakonische Rechtssystem eingeführt, um seinem frommen Volk näher zu sein. Kritiker aber glauben, dass er mit Hilfe der Scharia aufkeimenden Unmut über seine Herrschaft ersticken will.

Gewicht der Krone

Wenn die Thailänder mit ihrem König unzufrieden sind, so sagen sie es nicht offen. Denn in Thailand ist Majestätsbeleidigung ein schweres Verbrechen. Traditionsgemäss ist Seine Majestät auch hier eine Reinkarnation des Göttlichen. Doch König Maha Vajiralongkorn alias Rama X. hat sich in der Vergangenheit eher weniger göttlich aufgeführt. Vor allem in seiner Wahlheimat Bayern zeigte er sich recht unzeremoniell und leger mit seiner Liebsten.

Doch seit Samstag trägt Rama X. das symbolische (und mit über sieben Kilo ganz reelle) Gewicht der Krone, und diese rituelle Beförderung zu einem göttlichen Wesen kommt ihm recht zupass. Um der Würde des neuen Amtes gerecht zu werden, hat er schnell noch seine einstige Leibwächterin Suthida geheiratet – seine inzwischen vierte Gattin.

Für die regierende Militärjunta ist Rama X. wichtiger denn je. Die Generäle hatten vor fünf Jahren ihren Putsch mit dem Schutz der angeblich bedrohten Monarchie gerechtfertigt.

Und Maha Vajiralongkorn nutzt diese Rolle leidlich für seine Zwecke aus. Er hat Schlüsselpositionen mit Vertrauten besetzt, sorgte gar für eine Änderung der Verfassung, die ihm grössere Macht zubilligt.

Sein Vater, König Bhumibol Adulyadej, wurde von den Thailändern abgöttisch geliebt und respektiert. Der neue König hat beim Volk einen Ruf als Bonvivant mit fragwürdigem Lebenswandel. Volksnah ist er nicht, und er wird ewig im Schatten seines Vaters stehen. Aber Rama X. kann sich wohl noch lange auf dessen Vermächtnis stützen – und auf den fast frommen Respekt vor der Krone, der im Land des Lächelns tief in der Volksseele verwurzelt ist.



Aussicht auf den Hudson River: Musikerin Yuja Wang.

Stars

Im Minirock auf den Klassik-Olymp

«Lange Röcke kann ich noch mit vierzig tragen», sagt Pianistin Yuja Wang, die mit ihrem unkonventionellen Spiel die Klassikwelt bezirzt. Sie tritt diesen Sommer am Menuhin Festival in Gstaad und am Lucerne Festival auf. *Von Reinmar Wagner*

Ein Auftritt ist ein Auftritt, das gilt im klassischen Konzert genauso wie sonst überall. Wie jemand auf die Bühne kommt, wie man den Applaus entgegennimmt, wie man sich verabschiedet, das gehört zum Konzertritual wie die eigentliche Performance. Besonders Gewicht erhält der Auftritt bei den Pianisten, wenn sie ein Solo-Rezital spielen, weil sie ganz allein den weiten Weg bis zum Flügel absolvieren müssen. Man kann auf die Bühne schlurfen und sich ohne einen Blick ins Publikum an den Flügel setzen, als sei der Klavierstuhl ein Sofa, wie das Radu Lupu zelebriert. Es kann sportiv sein wie bei Lang Lang, umständlich wie bei Keith Jarrett, introvertiert wie bei Olli Mustonen, es kann konzentriert sein wie bei Hélène Grimaud, bei der man denkt, sie überlege sich gerade den Übergang in die Durchführung beim Kopfsatz und habe

völlig vergessen, dass da zweitausend Leute im Saal sitzen.

Oder es kann einfach perfekt sein wie bei Yuja Wang: Wie sie sich in alle Richtungen verbeugt, wie sie auf schwindelerregenden Stilettoabsätzen elegant zum Flügel schreitet, wie sie in ihren farbigen Konzertkleidern – immer eng und ultrakurz, hochgeschlitzt oder mit viel Durchblick – den Applaus entgegennimmt, das ist quasi die Zugabe nach der Zugabe. Youtube ist voll von Videos, die nichts zeigen von ihrem Klavierspiel, sondern nur die Gänge von der Bühnentür zum Flügel und zurück: mit Grazie, ziemlich cool und immer sehr sexy.

Bittersüßer Blick hinter die Kulisse

«Lange Röcke kann ich noch mit vierzig tragen», sagt sie zu ihrer ausgesucht ausgefalle-

nen Garderobe. Gut, sie ist erst zweiunddreissig, und sie kann es sich leisten, die junge Frau aus China, die heute in den USA lebt und weltweit zu den gefragtesten Klassikstars gehört: ein hübsches Gesicht, eine perfekte Figur, ein guter Modegeschmack; und wie klein sie trotz ihrer High Heels ist, sieht man erst, wenn sie sich an der Seite von Dirigenten-Hünen wie Valery Gergiev oder Andris Nelsons verbeugt.

Wenn sie dann spielt, ist aber schnell das Show-Gehabe vergessen. Nicht dass sie versunken am Steinway sitzen würde wie einst Glenn Gould, im Gegenteil. Ihre Gestik ist überaus expressiv, sie unterstreicht die musikalischen Abläufe sehr deutlich mit Händen, Armen, dem ganzen Körper und vor allem dem Kopf: Ihre Haare sind bloss mittellang, sie lassen sich jedoch mit heftiger Gebärde prächtig in die Luft schleudern. Aber im Gegensatz

zu den Faxen ihres Landsmanns und Pianistenkollegen Lang Lang wirkt ihre Gestik nie aufgesetzt, sondern erscheint als nichts anderes als die Übersetzung der erlebten musikalischen Gedanken in Körpersprache.

So hat es Yuja Wang von den ersten Jahren ihrer bereits olympischen Karriere an stets geschafft, über alle Geschmacksgrenzen und stilistischen Vorlieben hinaus als Musikerin

Die Kombination von Feuer und Wasser scheint in diesem Fall bestens zu funktionieren.

ernst genommen zu werden. Man nimmt es ihr heute ohne weiteres ab, wenn sie zu ihrer künstlerischen Arbeit sagt: «Es geht nicht mehr um das Üben, sondern vielmehr darum, den Gedankengang des Komponisten verstehen zu lernen. Was ist die Intention der Komponisten, was versuchen sie auszudrücken? Sie haben viele Stunden damit verbracht, diese Stücke zu schreiben, daher ist es nur richtig, dass wir Jahre damit verbringen, deren Bedeutung zu entschlüsseln.»

Yuja Wang wuchs als Tochter einer Balletttänzerin und eines Perkussionisten in Peking auf. Ihre Eltern schildert sie als lieb, aber ziemlich naiv und stramm kommunistisch. Ersten Klavierunterricht erhielt sie mit sechs Jahren und wurde bald ans Konservatorium in Peking aufgenommen. Schon mit vierzehn ging sie nach Calgary, ein Jahr später wechselte sie ans renommierte Curtis Institute of Music in Philadelphia, wo sie bei der Pianistenlegende und Pädagogen-Ikone Gary Graffman weiterstudierte. Wie so oft bedeutete das Einspringen für einen Klassikstar auch für die junge Pianistin den Durchbruch: 2007 übernahm sie in Boston für Martha Argerich den Solopart in Tschaikowskys erstem Klavierkonzert und eroberte die Klassikwelt im Sturm. Die berühmtesten Orchester und Dirigenten von Barenboim bis Pappano, von Dudamel bis Gergiev rissen sich um die junge Chinesin. Schon zwei Jahre später hatte sie den Exklusivvertrag mit der Deutschen Grammophon in der Tasche und damit das höchste Level in der Musikindustrie erreicht. Für das gelbe Label hat sie bereits ein Dutzend CDs aufgenommen.

Heute lebt sie in New York mit Aussicht auf den Hudson River, aber zu Hause ist sie selten. Einhundertzwanzig Auftritte im Jahr auf der ganzen Welt bedeuten ein Leben in Hotels und Flugzeugen. Yuja Wang macht kein Geheimnis aus den Schattenseiten ihres Berufs, aber sie sagt auch: «Ich muss auftreten, um mich lebendig zu fühlen.» 2018 erschien der Film «Through the Eyes of Yuja – A Road Movie» von Anaïs und Olivier Spiro. Er zeichnet Konzerte, Auftritte, Proben und Momente der Ruhe eines Pianistenlebens nach, zeigt Begegnungen etwa mit Gustavo Dudamel, Gautier Capuçon oder

Leonidas Kavakos, aber auch die Kehrseite ihres Künstlerlebens: Jetlag, Stress, Zweifel und Einsamkeit. Ein bitter-süßer Blick hinter die Kulisse von Glamour und Ovationen.

Flecken auf dem weissen Handtuch

Mit Leonidas Kavakos pflegt Yuja Wang eine besondere Partnerschaft. Zahlreiche Tourneen hat sie mit ihm unternommen und sämtliche Violinsonaten von Brahms eingespielt. Die beiden passen auf den ersten Blick überhaupt nicht zusammen, der überaus ernsthafte Geiger aus Griechenland erscheint mit seiner intellektuellen Annäherung an das Repertoire und seiner zurückhaltenden Skepsis dem Klassikbetrieb gegenüber fast schon als Antithese zur quirligen Hypervirtuosin Yuja Wang. «Wir sind so anders», bestätigt Yuja Wang, «aber dann doch auch wieder in unserer Neugier so ähnlich. Er ist zwanzig Jahre älter als ich, aber er kann sich gut erinnern, wie er in



Inhalt

- 48 **Yuja Wang**
Im Minirock auf den Klassik-Olymp
- 50 **Teodor Currentzis**
Verwechslung und Verschwörung
- 52 **Christian Jott Jenny**
«Ich hätte nie gewählt werden dürfen»
- 53 **Schloss Waldegg**
Sommernachtszauber
- 54 **Phänomene**
Influencer am Flügel
- 56 **Agenda**
Die Festivals im Überblick

meinem Alter war: ein weisses Handtuch, so sagt er immer. Also mache ich jetzt auf meines ein paar Flecken drauf. Mit ihm zu spielen oder sich einfach nur auszutauschen, das öffnet mir wirklich Perspektiven.» Die Kombination von Feuer und Wasser scheint in diesem Fall also bestens zu funktionieren. Wer's nicht glaubt, hat diesen Sommer beim Lucerne Festival Gelegenheit, sich überzeugen zu lassen.

Sehr gerne spielt Yuja Wang auch mit dem Cellisten Gautier Capuçon zusammen, lässt sich ein auf den Perkussionsakrobaten Martin Grubinger oder begleitet den Bariton Matthias Goerne. Kürzlich hat sie mit dem Klarinettenisten Andreas Ottensamer eine CD eingespielt, und sie gastiert diesen Sommer mit ihm auch beim Menuhin Festival in Gstaad. Und ein besonderes Projekt verbindet sie mit dem Klassik-Klamauk-Duo Igudesman & Joo: Yuja spielt darin mit viel Körpereinsatz einen perfekten Musikroboter, der

auch die schwierigsten Stücke fehlerfrei ab-schnurren lassen kann – also genau das, was sie am besten beherrscht.

Nur mit einem konnte sie es nicht, jedenfalls nicht am Anfang: mit Claudio Abbado. 2009 spielte sie am Eröffnungskonzert des Lucerne Festival das dritte Klavierkonzert von Prokofjew. Ein Stück, das ihr liegt, mit viel rhythmischer Energie, die sie mit perkussivem Anschlag mitreissend hervorzaubern kann, mit schnellen Läufen und virtuosen Girlanden, die ihre flinken Finger mühelos in horrendem Tempo hinkriegen. Aber Abbado, dessen Auftritte mit dem von ihm handverlesenen Lucerne Festival Orchestra schon damals absoluten Kultstatus genossen und manchmal mehr Gottesdiensten als Konzerten glichen, pflegte im Stil und in der Musikästhetik seiner späten Jahre ein grosses Misstrauen jeder extrovertierten Geste gegenüber. Er bat seine Solistin, sich zurückzunehmen. Yuja fügte sich, war hinterher aber sehr unglücklich und fand, dass sie Prokofjews Musik nicht gerecht geworden sei, ein Urteil, das anderntags auch die Kritiker überwiegend teilten.

«Edle Leidenschaft»

Aber ihrer Bewunderung für Abbado tat das keinen Abbruch, diese Erfahrung hat sie nicht davon abgehalten, mit dem Maestro weiterhin aufzutreten. 2012 spielte sie ihre erste Orchester-CD ein – mit Abbado und dem Mahler Chamber Orchestra. Nicht mit Prokofjew, aber mit Rachmaninows spätromantisch-üppigem Klavierkonzert Nr. 2 und der «Paganini-Rhapsodie». Eine Grammy-Nomination war der Lohn, und die *New York Times* schrieb über die Pianistin: «Sie scheint alles zu besitzen: Schnelligkeit, Flexibilität; pianistisches Feuer und interpretatorisches Feingefühl.» 2014, nach Abbados Tod, schrieb Yuja auf Facebook, wie glücklich sie sei, die direkte Begegnung mit Abbados Magie erlebt haben zu können: Es sei ihr vorgekommen wie ein «Blick auf den Parthenon, erschaffen durch Abbados Freude an der Musik, durch die vollkommene Sprache des Klangs, der Gestik, des Schweigens und durch seine edle Leidenschaft».

Yuja Wang in der Schweiz:

— Gstaad Menuhin Festival, Kirche Saanen, 31. Juli, 19.30 Uhr: Andreas Ottensamer (Klarinette), Yuja Wang (Klavier). Werke von Weber, Brahms, Mendelssohn, Bizet, Debussy, Chopin und Horowitz

— Lucerne Festival, KKL, 19. August, 19.30 Uhr: Leonidas Kavakos (Violine), Yuja Wang (Klavier). Werke von Mozart, Prokofjew, Bartók und Richard Strauss.

— Gstaad Menuhin Festival, Festival-Zelt, 6. September, 19.30 Uhr: Staatskapelle Dresden, Myung-Whun Chung (Leitung), Yuja Wang (Klavier). Rachmaninow: Klavierkonzert Nr. 3, Brahms: Sinfonie Nr. 2

Verwechslung und Verschwörung

Um keinen Dirigenten wird so viel Aufhebens gemacht – im Positiven wie im Negativen. Teodor Currentzis, eine Mischung aus Schamane und Scharlatan, gehört zu den grossen Figuren dieses Klassik-Sommers. *Von Manuel Brug*

Soave sia il vento». Und wieder einmal steht hier die Zeit still. «Sanft sei der Wind». Ein paar Minuten Dreisamkeitsglück. «Tranquilla sia l'onda». Sordinierte Streicher in Sechzehntelbewegung. «Ruhig sollen die Wellen sein».



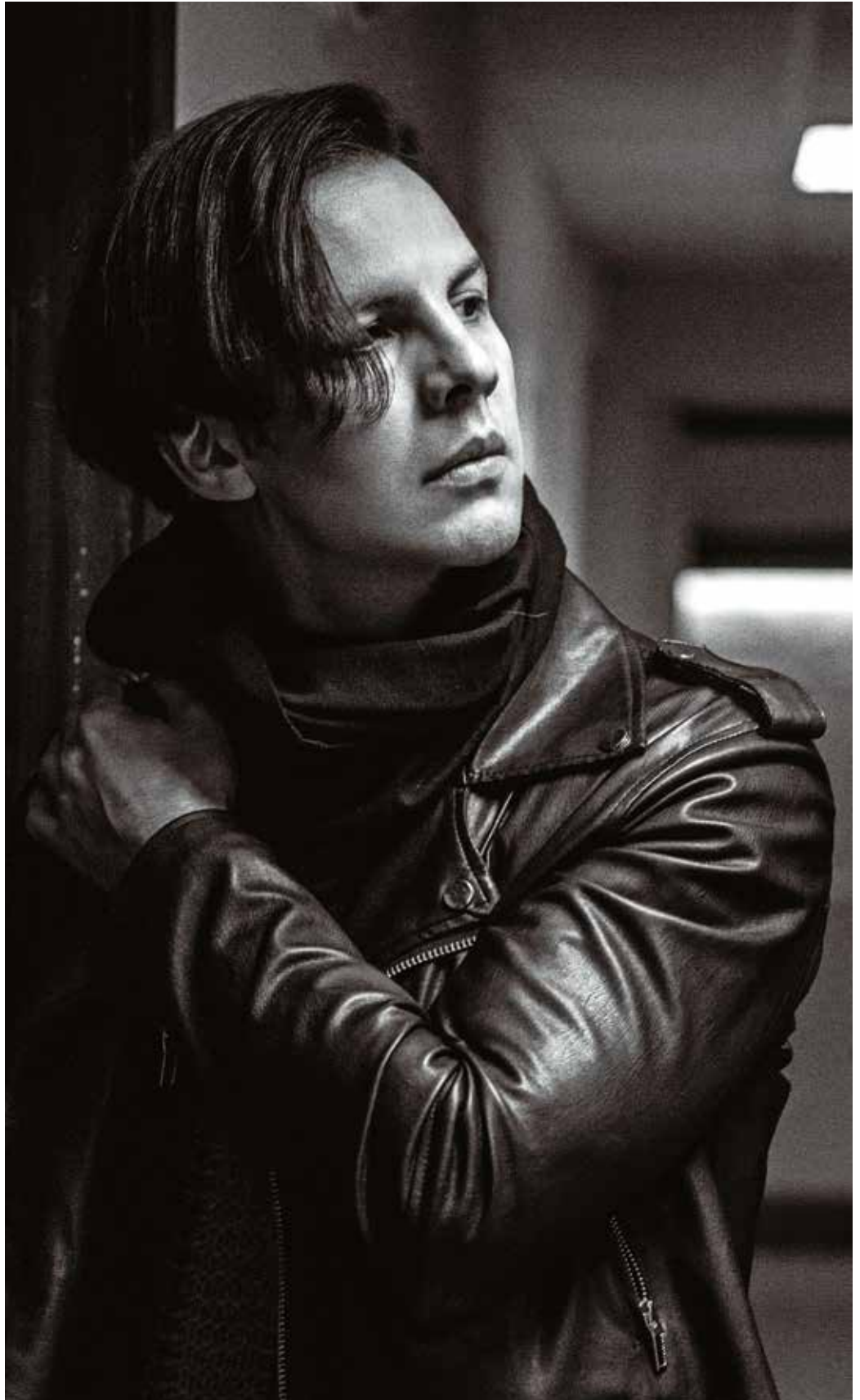
Drei Stimmen, die sich verschlingen, verweilen, davongetragen werden. «Ed ogni elemento». Sparsamste Holzbläserlinien kommen dazu. «Und jedes Element». Keine Musik ist zärtlicher, humaner. Das Fühlen dieser drei singenden Seelen klingt weiter im Raum.

Wolfgang Amadeus Mozart hat vielleicht keinen schöneren Moment in seinem gesamten, eindrucksvollen Musiktheaterschaffen komponiert als ebenjenes Terzettino in «Cosi fan tutte». Die Schwestern Fiordiligi und Dorabella blicken hier über den Golf von Neapel und wünschen ihren eben als Soldaten in den Krieg gezogenen Geliebten Ferrando und Guglielmo alles Gute. Mit ihnen erweitert der «alte Philosoph» Don Alfonso das Duett zum vollendeten Trio der Stimmen. Und obwohl er der Verursacher der Intrige ist, durch die die beiden Jünglinge vorübergehend von ihrer Braut entfernt wurden und die am Ende des zweiten Aktes sechs Menschen die Liebe aus einem ganz anderen Blickwinkel sehen lassen mag, scheint auch er sich ganz ohne jede emotionale Ambivalenz dem vokalen Trachten der Frauen angeschlossen zu haben.

Draussen herrschen minus 20 Grad

Noch einmal holen alle Atem, verharren unbewegt, bevor das amouröse Karussell sich zu drehen beginnt, die Mechanik von Verwechslung und Verschwörung ihren Lauf nimmt. Der Dirigent Teodor Currentzis ist noch konzentrierter. Obwohl hier nicht viel geschieht, möchte er die vollkommene Leichtigkeit: einen Mozart, der nachdrücklich ist und zugleich schwebt, der verzaubert und gefangen hält, der deutlich ist und doch nicht zu greifen. Das dauert, bis ein solches unbedingtes Unterfangen im Ergebnis optimal ist, deshalb fängt er immer wieder von vorne an. Unerbittlich. Und alle folgen, willig, fanatisch fast.

Dieser magische Moment, er ereignete sich 2013 bei Aufnahmesitzungen in einem russischen Provinztheater, draussen herrschten Temperaturen von minus 20 Grad. Ein mit Preisen überhäufte Mozart, der aus der Uralkälte kommt, das hätte sich ein langsam verblassender Lordsiegelklangbewahrer wie Herbert von



Zwischen Oscar Wilde, Graf Dracula und Nick Cave: Dirigent Currentzis.

Karajan niemals träumen lassen. Aber nicht nur eröffnet der 47-jährige Teodor Currentzis diesen Sommer neuerlich mit dem Freiburger Barockensemble und seinem Chor MusicAeterna die Salzburger Festspiele – diesmal ist «Idomeneo» dran, Peter Sellars inszeniert. Und zum Lucerne Festival bringt er als einen der zentralen Programmpunkte seine weltweit gefeierte Mozart-Da-Ponte-Operntrilogie mit «Cosi fan tutte», «Le nozze di Figaro» und «Don Giovanni».

Und um keinen Dirigenten wird – im Positiven wie im Negativen – so viel Gewese gemacht wie um diese die Klassikszene spaltende Mischung aus Schamane und Scharlatan. Als umdüsteter Strahlemann stellt sich Teodor Currentzis ziemlich gern ins effektvoll halbdunkel gehaltene PR-Licht – einer der letzten Orchesterleiter, die vom legendären Ilja Musin in St. Petersburg zum Dirigenten geschliffen wurden. Seine Tugenden sind vor allem hartnäckige Genauigkeit und Perfektion. Er lebt die Musik auch auf dem Podium vor, scheint die Noten zu greifen, spricht jede Silbe mit. Solches kann er nicht bei jedem Komponisten und in jeder Musikepoche gleichermaßen ausspielen. Bei Mozart aber schon.

Die Musiker folgen ihm, willig, fanatisch fast. 3000 Kilometer vom Uraufführungsort Wien entfernt und noch immer 1000 Kilometer von Moskau weg – in Perm. 2012 hatte dort das Da-Ponte-Projekt begonnen. 2016 war es mit der Veröffentlichung des «Don Giovanni» abgeschlossen.

Zu Currentzis, 1972 in Athen geboren, passt das. Er hat als Dirigent einen sehr sonderbaren

Bei den Mozart-Aufnahmen in Perm mussten alle Kopfhörer tragen.

Weg eingeschlagen. Er hat nicht sein Glück im Westen gesucht, sondern ist in Russland geblieben. Sein Ding ist nicht so sehr die vollfette Klassik, sondern Alte wie zeitgenössische Musik gleichermaßen. Im Westen wusste er sich – obwohl wesentlich gefördert von Schlüsselfiguren des Musikbetriebs wie Gerard Mortier, der sich immer für Exzentriker begeistern konnte – rarzumachen und steigerte so nur seine Aura.

In Nowosibirsk, wo er von 2004 an sechs Jahre lang die Oper leitete, baute er in der Zeit parallel ein Ensemble für Alte Musik auf. Currentzis und sein Orchester wie Chor MusicAeterna wurden spätestens mit ihren dramatisch packenden, vokal superben Einspielungen des Mozart-Requiems sowie von Purcells «Dido and Aeneas» weltweit bekannt und berühmt.

Gleichzeitig wurde Teodor Currentzis berüchtigt. Seine Probenmanier – das Sichverbeis-

sen in einzelne Takte über Stunden, die nicht enden wollenden spätnächtlichen Sitzungen, denen alle sklavenhörig folgen – ist nicht nur Legende. Bei den Mozart-Aufnahmen in Perm mussten alle Kopfhörer tragen. Currentzis möchte, dass man sich quasi objektiv, wie später aus dem Lautsprecher, hört. Seine Muse aber wurde ausgerechnet Simone Kermes, die



Umdüsterter Strahlemann Currentzis.

«Crazy Queen of Baroque», die sich ihm als Medium unterwarf, was zu faszinierenden Klangergebnissen führt. Sie war seine «Figaro»-Gräfin, «Cosi»-Fiordiligi und auch «Giovanni»-Donna-Anna (aber schon nicht mehr auf der CD), seinetwegen war sie sogar zum griechisch-orthodoxen Glauben übergetreten. Bis er sie fallen liess. Wie so viele.

Currentzis' meist wolkige Interviews verunklaren gern mehr, als sie klären. In seinem Ruheraum in Perm, üppig ausgestattet mit dunklen Möbeln, bunten Teppichen und roten Seidentapeten, scheint er wie ein oligarchischer Ludwig II. der Musik zu residieren.

Ans Pult mit Zöpfchen

Ans Pult tritt er gern mit Zöpfchen oder Schneckelchen, die die schwarze, mitunter schulterlange Haarfülle über dem bleichen, schmalen Gesicht bändigen sollen, in oben weiten, unten engen Reithosen, mit Cape und überlang offenen Hemdärmeln: eine Mischung aus Dandy und Exzentriker, Oscar Wilde, Graf Dracula und Nick Cave, wie sie die Klassik lange nicht gesehen hat – das Verkleidungskalkül scheint aber durch.

Mit dem Mahler Chamber Orchestra, das sich ebenfalls selbst verwaltet und in Proben nie auf die Uhr schaut, kommt er prima klar. Am Opernhaus Zürich hat er 2016 einen fantastischen Verdi-«Macbeth» mit Barrie Kosky herausgebracht. Die Wiener Philharmoniker hingegen, nicht sonderlich probenbegeistert, haben Currentzis bei der Salzburger Mozartwoche 2013 sauber auflaufen lassen. Bei den Donaueschinger Musiktagen 2012 ist er zum Eröffnungskonzert gleich gar nicht erst angetreten. Doch jetzt hat er sich, seit letztem Herbst, zusätzlich bei dem neuformierten

SWR-Symphonieorchester in Stuttgart verpflichtet. Schwabenland und Probe nach Tarifzeit – auch das scheint bei ihm inzwischen möglich. Die ersten Konzertergebnisse lassen jedenfalls aufhorchen.

Nein, dieser Dirigent ist nicht mit allem und jedem kompatibel. Muss er auch nicht sein. Man kann in einer gewissen Unvereinbarkeit mit dem gern reibungslos abschnurrenden Klassikbetrieb durchaus eine Tugend sehen. Aber man muss deshalb auch seine Beschränkungen sehen, die ihm selbst offenbar am klarsten sind.

Deshalb wohl auch ging Teodor Currentzis nach einigen Schwierigkeiten in Nowosibirsk, wo er sein AnimAeterna-Kollektiv ausbaute und optimierte, das ihm zum Teil seit dem Petersburger Konservatorium fast sektiererisch folgt, wieder nicht ins Ausland, sondern nach Perm. Hier wird er, einmaliger Fall in der Musikwelt, von dem russischen Erdölkonzern Lukoil, dem sechstgrössten der Welt, finanziert.

Er wohnt luxuriös und sagenumwoben in einer geschützten Siedlung, wohin er stets in schwarzen Limousinen gebracht wird und wo ausschweifende Partys steigen sollen. Im Theater sorgen derweil ein zweiter Chor und ein weiteres Orchester unter einem anderen Dirigenten für das musikalische Schwarzbrot mit Tschaikowsky und Mussorgski, Gounod und Puccini.

Ein Renaissancemensch mit ebensolchem Gehabe. Auf den und dessen Ausstrahlung Sony verstärkt setzt. Mit Strawinsky, Tschaikowsky und Mahler, gern auch mit der ihm geistesverwandten, in Bern beheimateten Extremgeigerin Patricia Kopatchinskaja.

Den Sturm der Revolte des Dieners gegen seinen gräflichen Herrn, den kann man im «Figaro» freilich toben und tosen hören, wenn sich Teodor Currentzis und sein Orchester mit Verve in das filigrane Presto-D-Dur der Ouvertüre werfen. Ungezügelter Vitalität, theatrale Saftigkeit, wendige Tempi, schroffe Akzente und ein unbedingter Wille um menschliche Ehrlichkeit bis in die letzte Rezitativnote – das zeichnet diese Quasi-Neuinterpretation der Musik aus. Sie folgt natürlich strikt den Erkenntnissen der historischen Aufführungspraxis. Das tun auch andere, René Jacobs zum Beispiel, mit dem Currentzis die Vorliebe für opulent gestaltete Rezitative und fein verzierte Arien teilt. Dieser Figaro, der will mit dem Herrn Grafen nicht nur ein Tänzchen wagen, das ist gewiss. Und dieses dramatisch pustende Lüftchen, das hat sich nicht nur in Perm, sondern auch auf dieser, den aufmerksamen Hörer sofort gleichsam anspringenden Aufnahme konserviert. Zum immer wieder gern Nachhören.

Teodor Currentzis tritt am 12., 13., 14. und 15. September am Lucerne Festival auf.

«Ich hätte nie gewählt werden dürfen»

St. Moritz hat mit Christian Jott Jenny einen Opernsänger und Entertainer als Gemeindepräsidenten. Im Interview erzählt er, wie wichtig die Kultur für den Tourismus ist und was ihm als Neo-Politiker am meisten Mühe bereitet. *Von Rico Bandle*

Es war eine kleine Sensation, als im Oktober letzten Jahres bei den Wahlen in St. Moritz der Sieger ausgerufen wurde: Mit Christian Jott Jenny war im zweiten Wahlgang ein Parteiloser gewählt worden, der noch nie in der Politik tätig



war, ein Unterländer und erst noch ein Unterhaltungskünstler. Der ausgebildete Opernsänger hatte in einem landesweit beachteten Wahlkampf dem mondänen Ort einen radikalen Neubeginn versprochen: Der alte Pioniergeist solle wiederbelebt werden, auch was das kulturelle Angebot betrifft.

Sie haben gezeigt: Mit dem Fokus auf Kunst und Kultur lässt sich ein Wahlkampf gewinnen. Wie haben Sie das geschafft?

Kultur und Kunst sind von immenser Bedeutung für den Tourismus. Bei uns im Engadin sind in den letzten Jahren über vierzig Kunstgalerien eröffnet worden. Der Skitourismus wird sich nicht mehr weiterentwickeln, bei der Kultur hingegen besteht noch enormes Potenzial. Wenn es gute Festivals gibt, gute Künstler, gute Galerien, so zieht das die Leute an. Natur und Kultur sind eine ideale Kombination. Was aber nicht funktioniert, ist, wenn Tourismusverantwortliche Festivals ins Leben rufen, um die Hotelbetten zu füllen. Es muss von Leuten ausgehen, die aus Leidenschaft etwas auf die Beine stellen wollen.

Da gibt es prominente Gegenbeispiele: Das heute weltberühmte Verbier Festival wurde vom Tourismusbüro initiiert, um der Region einen Impuls zu geben, ebenso das Montreux Jazz Festival.

Das stimmt, aber es braucht trotzdem eine charismatische und leidenschaftliche Figur, die das Festival führt. In Verbier ist das Martin T:son Engstroem, in Montreux war das über viele Jahre Claude Nobs – beides Ausnahmefiguren. Solche Leute kann ein Touristiker nicht einfach hervorzaubern.

Sie haben vor zwölf Jahren das Festival da Jazz in St. Moritz gegründet. Welche Faktoren braucht es, damit ein solches Festival reüssiert?

Am wichtigsten ist der Durchhaltewillen. Ich wollte x-mal den Bettel hinschmeissen. Man muss drei bis fünf Jahre durchhalten, erst dann sieht man, ob es funktionieren könnte. Kontinuität ist alles, gerade in unserer schnelllebigen Welt. Man muss es schaffen, für die Leute zur Gewohnheit zu wer-



«Natur und Kultur»: Gemeindepräsident Jenny.

den. Und vor allem: Man muss genug Geld haben. Ohne Geld geht nichts. Es braucht also Menschen und Unternehmungen, die an die Idee glauben.

Die Alpenregionen setzen vorwiegend auf klassische Musik. Liegt dies daran, dass in diesem Genre das meiste Geld steckt?

Ich denke schon. Die Überlegung ist einfach: Wer kann sich ein Ferienhaus oder ein schönes Hotel in einer Alpendestination wie Gstaad oder Verbier leisten? Leute mit einem gewissen Vermögen. Dann sind sie da und langweilen sich. Daran ist nichts Schlimmes, es ist aber eine Tatsache. Diese Leute wollen sich dann für ihre Zweitheimat engagieren, spenden Geld für ein Festival oder helfen sogar als Freiwillige an den Konzerten mit. Das klassische Sponsoring, dass Firmen bezahlen, ist Vergangenheit. Zukunft ist, dass private Vermögende Geld einschiessen. Das amerikanische System also. Eine der Lehren, die ich aus den letzten fünfzehn Jahren mit dem Jazzfestival gezogen habe: Viele reiche Leute wollen der Gesellschaft etwas zurückgeben und warten nur darauf, dass man sie darauf anspricht.

St. Moritz wäre prädestiniert für ein grosses Klassikfestival, hat aber keines. Woran liegt das?

Weil St. Moritz in den letzten vierzig Jahren unfähig war, ein vernünftiges Konzerthaus zu bauen. Herbert von Karajan hat schon darüber diskutiert. Doch die Hotels waren immer dagegen, die wollen ihre eigenen Säle mit den dicken Teppichen auslasten. Das ist auch der Grund, weshalb das Jazzfestival Erfolg hat: Es

ist in einem coolen, authentischen Lokal untergebracht. Für die Klassik fehlt ein solcher Ort. Ich habe die Hoffnung aber noch nicht aufgegeben. Wir haben ja Leute bei uns wie Stararchitekt Norman Foster, die bereit wären, so etwas zu bauen.

Kleinere Klassikveranstaltungen gibt es durchaus, zum Beispiel das Engadin Festival.

Besonders ans Herz gewachsen ist mir die Camerata Pontresina, ein kleines Kurorchester, über hundert Jahre alt. Im Sommer geben die Musiker bei gutem Wetter jeden Tag um elf Uhr mitten in einer Waldlichtung ein Gratiskonzert. Das ist nicht Weltniveau, eher leichte Muse, aber grossartig – so etwas wie der Ursprung der Musik. Während des Zweiten Weltkriegs musste an der Gemeindeversammlung von Pontresina entschieden werden, ob der verarmte Ort das Kurorchester abschafft oder das Gemeindepräsidium. Die Leute haben den Gemeindepräsidenten abgeschafft! Gerade in schweren Zeiten sei das Orchester wichtig, fand man. Ist das nicht ein wunderbares Bekenntnis?

Sie sind nun über hundert Tage Gemeindepräsident. Wie viel haben Entertainment und Politik gemeinsam?

Sehr viel. Showbusiness ist die Leichtigkeit des Seins auf der Bühne, hinter den Kulissen aber zu 99 Prozent Knochenarbeit. Wenn ich die Totalrevision der Gemeindeverfassung locker der Bevölkerung präsentiere, so habe ich die trockene Materie vorher vollständig auswendig gelernt. Es gibt also viele Parallelen. Schade sind die vielen Sitzungen, die langen Entscheidungswege. Für mich als Schnelldenker ist diese Trägheit zermürbend. Ich bin eine ganz andere Effizienz gewohnt. Aber so ist nun mal das System.

Lässt das System überhaupt zu, dass jemand wie Sie etwas verändern kann?

Das weiss ich noch nicht. Aber ich hoffe es. In der Grundhaltung kann man bestimmt etwas ändern, das ist auch bereits passiert. In der Gemeindeverwaltung haben gewisse Leute das Lachen entdeckt und gemerkt, dass etwas zu gestalten, Lust und Freude bereiten kann. Mein Credo ist: Im Zweifelsfall ja sagen. Nicht als Bremser auftreten, sondern als Ermöglicher.

Sie wurden am Anfang ziemlich gepiesackt ...

... was heisst hier am Anfang, jeden Tag! Immer am Montagabend will ich demissionieren, dann geht es aufwärts. Die Arbeit mit den Leuten macht grosse Freude, aber all die politischen Ränkespiele sind mühsam. Anstatt für

die Sache interessieren sich gewisse Kollegen hauptsächlich für ihre Wiederwahl und ihre Partei. Ich muss nicht wiedergewählt werden. Das ist eine Freiheit, die die andern nicht haben.

Die Missgunst Ihnen gegenüber ist so gross, dass man Ihnen schon vor Ihrem Amtsantritt den Lohn gekürzt hat.

Dann sogar noch ein zweites Mal! Dass man andern mutwillig das Leben schwermacht, hätte ich nie erwartet. Manchmal kommt es mir vor wie zu meiner Zeit am Lehrerseminar: Da hatten wir eine kleingeistige Lehrerin, die jeweils hinter einer Ecke gewartet hat, um zu schauen, ob ich zu spät komme oder verbotenerweise den Lift benütze. Ich frage mich dann schon: Muss ich das mit vierzig nochmals erdulden? Aber es gibt auch viele schöne Aspekte. Ich setze mich gerne für St. Moritz ein.

Sie haben das Arbeitspensum auf 90 Prozent reduziert.

Das war mein Wunsch. Ich arbeite anders als mein Vorgänger: Das Tagesgeschäft gebe ich ab, der Gemeindeschreiber, ein hervorragender Mann, führt den Laden. Ich vertrete die Gemeinde nach aussen, bin für das grosse Ganze zuständig, nicht für das Mikromanagement.

Dass Künstler, Entertainer und Komiker in die Politik gehen, scheint gerade sehr verbreitet. Die bekanntesten Beispiele sind Beppe Grillo in Italien und Wolodymyr Selensky in der Ukraine. Was ist der Grund?

Interessant ist ja nicht nur die Frage, weshalb diese Leute gewählt werden, sondern auch, weshalb die sich überhaupt zur Wahl stellen. Ist es die Unzufriedenheit? Sind die Menschen doch offener, als man denkt? Es gibt ja noch zwei Opersänger in Nordrhein-Westfalen, die Oberbürgermeister geworden sind. Ich würde ja gerne ein Treffen machen mit all den Politikern in Europa, die keine Politiker sind! Eigentlich hätte ich ja nie gewählt werden dürfen, in einer Berggemeinde, als Künstler aus dem Unterland.

Vielleicht haben die Leute genug von all den Negativmeldungen: Wenn die Welt schon untergeht, so soll man wenigstens lachen können dazu.

Absolut. Ich glaube, ich bin ein guter Eisbrecher. Ich kann Strukturen aufbrechen, Dynamik erzeugen und Leute ermuntern, Dinge zu tun, die sie sich sonst nicht getraut hätten.

Wenn Sie das geschafft haben, können Sie wieder aufhören?

Vor allem hoffe ich, dass es das Amt bald nicht mehr braucht. Die Gemeinden im Obereingang sollen fusionieren, dann braucht es einen Superprofi, einen CEO, der das ganze Ding im Griff hat. Dies noch hinzukriegen, ist mein Ziel.

Festival da Jazz: 4. Juli bis 4. August

Oper

Sommernachtszauber

Zum achten Mal wird auf Schloss Waldegg oberhalb von Solothurn eine Barockoper aufgeführt. Ein besonderes Erlebnis.

Von Reinmar Wagner



«Heutige Denkanstösse»: Schloss Waldegg.

Wenn man von Solothurn aus Richtung Nordosten in die Hügel vor dem Jura-hauptkamm fährt, kann es sein, dass man unvermittelt ein hübsches Barockschloss im Blick hat: Waldegg. Die einflussreiche Solothurner Familie Besenval hat es zwischen 1682 und 1686 errichtet: elegant, symmetrisch, angenehm proportioniert, mit einem prächtigen Garten, wie es dem Geschmack der Barockzeit entsprach. Das Schloss ist unterdessen im Besitz des Kantons Solothurn, und der Ort mit Blick über das Mittelland in die Alpen hatte schon lange seinen Reiz für einen einheimischen Musiker: Andreas Reize.

Der Organist und Cembalist, Ensemble- und Chorleiter aus Solothurn spielte mit dem Gedanken, diesen schönen Garten für sommerliche Open-Air-Konzerte nutzbar zu machen. Zuerst aber musste ein geeignetes Orchester und ein Chor her. «Solothurn als schönste Barockstadt der Schweiz verlangt einfach nach einem Barockensemble», findet Andreas Reize. So gründete der Absolvent der Schola Cantorum Basiliensis 2001 sein Cantus Firmus Vokalensemble und Consort. Denn für ihn war klar, dass in einem so gut erhaltenen Barockgarten nicht nur barocke Opern erklingen sollten, sondern auch eine entsprechende Klangästhetik und Spielpraxis angezeigt wären.

Im Jahre 2006 startete er mit zwei witzigen, aber völlig unbekanntem Einaktern, deren einer aber einen grossen Namen als Autor trägt: Jean-Jacques Rousseau. Der französische Philosoph war auch Komponist, und seine satirische

Farce «Le devin du village» kombinierte Reize mit «Les troqueurs» von Antoine Dauvergne. Im Jahr darauf spielte man dann Bekanntes, «Orpheus und Eurydike» von Gluck, allerdings nicht in der meistens gewählten italienischen, sondern in der französischen Fassung, die Gluck selbst für Paris arrangiert und erweitert hatte.

Der Jahresrhythmus allerdings erwies sich als zu ambitioniert, und seither gibt es Oper auf Schloss Waldegg nur in den ungeraden Jahren: 2009 Händels fast nie gespielte dramatische Kantate «Apollo e Dafne», 2011 und 2013 jeweils eine Oper von André-Ernest-Modeste Grétry, «Zémire et Azor», eine Variante von «Die Schöne und das Biest», und «Le Huron», ein edler Wilder in Versailles. «Wir wollen nicht die 200. Zauberflöte spielen», sagt Andreas Reize, «sondern etwas, was zeitlich und thematisch passt. Es gibt in dieser Zeit in Paris sehr viele Stücke, die man wieder entdecken könnte.» Aber vorerst machte man 2015 einen Ausflug nach England und brachte mit Purcells «Fairy Queen» Sommernachtszauber in die Gärten von Waldegg. Und 2017 wagte man den Sprung zu den Anfängen der Oper, zu Monteverdis «Orfeo». Monteverdi nun steht auch diesen Sommer wieder auf dem Programm mit «Il ritorno d'Ulisse in patria».

Ebenfalls von Anfang an fester Bestandteil der Oper in Waldegg sind die Inszenierungen von Georg Rootering, dem renommierten Regisseur in Schauspiel und Oper sowie von 1997 bis 2006 Leiter des Liechtensteiner Theaters am Kirchplatz in Schaan. Er hat es oft mit wenigen Mitteln verstanden, die verschiedenen Ecken dieses Barockgartens für die jeweilige Oper nutzbar zu machen – für Grétrys «Huron» installierte er etwa eine Art Seilpark in den alten Parkbäumen –, und er hat dabei gezeigt, dass die Opern aus der Barockzeit gar nicht so weit entfernt sind von unserer heutigen Lebensrealität, sondern uns durchaus etwas zu sagen haben: «Man muss natürlich einen Schlüssel finden in der Form, im Umgang mit dem Spiel, damit etwas Heutiges daraus entstehen kann. Ich möchte nicht das Wort «modern» verwenden, aber wir haben immer mit heutigen Denkanstössen gearbeitet, sonst würde man sich mit diesen Geschichten nicht zurechtfinden.»

Claudio Monteverdi: Il ritorno d'Ulisse in patria. 8. bis 17. August. www.operwaldegg.ch

Influencer am Flügel

Was viele lange Zeit für undenkbar hielten, ist normal geworden. Youtube-Stars der Klassik feiern in angesehenen Konzertsälen Triumphe.

Von Manuel Brug



Mut, Risiko, Verzicht: Pianistin Lisitsa.

Ins Konzert oder ins Internet? Für den gewöhnlichen Klassik-Fan ist das nach wie vor keine Frage. Die Musik spielt sich in der Mitte der Stadt ab, dort, wo die schönen Säle stehen, wo man sich ein wenig aufhübscht, geschäftig im Programmheft blättert, sich auf zweimal 45 Minuten Inhalt plus Zugaben einstellt, in der Pause Sekt trinkt, womöglich noch mit Gleichgesinnten plauscht. Doch, doch – dieses bürgerliche Ritual funktioniert noch immer.



Aber es geht längst auch anders. Als virtuelle Klassik Königin kann die Ukrainerin Valentina Lisitsa auf mehr als 200 Millionen Klicks und 520 000 Abonnenten ihres eigenen Youtube-Kanals verweisen. Mehr als 350 Videos hat sie dort inzwischen hochgeladen. Dagegen ist selbst der chinesische Turbo-Tastentiger Lang Lang ein Waisenknabe.

Bloss ein Traum?

Und plötzlich bissen die Plattenfirmen an. Decca veröffentlichte mit grossem PR-Tam-tam ihren ersten Londoner Mega-Gig in der 8000 Zuschauer fassenden Royal Albert Hall: ein romantisches, virtuos-gefühliges Potpourri, zentriert um eine weiche Interpretation von Beethovens «Mondscheinsonate». Einige weitere CDs folgten. Und Lisitsa ist jetzt da, wo sie sein wollte: in den grossen Konzerthallen. Die so ehrgeizige wie technisch versierte Kiewerin ist zwar blond und hübsch, aber keines dieser *piano babes*, die mit kürzestmöglichen Kleidern ihren Bewunderern einzuheizen versuchen. Lisitsa hat eine beinharte sowjetische Tasten-Eliteschulung hinter sich. Und sie wollte mit ihrem Können überzeugen.

Das hat gedauert, erforderte Mut, Risiko und Verzicht. Jetzt scheint sie da angekommen zu sein, wo es noch klingelt: im ganz grossen Konzertgeschäft, dem einzigen Markt, auf dem nach dem Niedergang der Tonträgerbranche Geld zu holen ist. Clips und Silber-scheiben sind ihr Mittel zum Zweck: Werbung für das Face-to-Face-Erlebnis im Konzertsaal. Da ist sie altmodisch.

Natürlich nutzt auch ein Crossover-Star wie der Geiger David Garrett Youtube, aber seine Fans sind trotz hartnäckig klassischer Bemühung nicht wirklich im Hochkultur-bereich angesiedelt. Und andere gute, ja millionenstarke Youtube-Helden mit klassischer Ausbildung, wie die Geigerin Caroline Campbell oder der Gitarrist Petrit Çeku, sind

den üblichen Sinfoniekonzertbesuchern nach wie vor kein Begriff. Beim Vaduz-Classic-Festival will das zusammen mit dem Sinfonieorchester Liechtenstein dessen Chef Kevin Griffiths zumindest ein wenig ändern. Für einen Abend sollen – meist mit tänzerischen Weisen, auch Filmmusik ist darunter – am 24. August die Gräben zwischen Klassik- und Social-Media-Stars ein wenig flacher werden.

Klar, die Stars oder ihre PR-Leute sind auf Facebook, um ihre Aktivitäten zu posten, seltener schon auf Twitter. Hier freilich outen sich manche, wie der Pianist Igor Levit, sogar als politische Aktivisten. Doch das neue heisse Ding scheint, nicht nur bei den Jüngeren, sondern besonders bei den generell meist etwas extrovertierteren Sängern, Instagram zu sein.

Morgenstund hat – Anna im Mund. Oder Jonas und, und, und. Alle drücken, scrollen und wischen ihnen hinterher. Ist es so, oder bleibt das ein schöner Traum? Schwer zu sagen. Aber man spürt es deutlich: Die immer weiter ihre Saugarme auswerfende Social-Media-Krake zapft Zeit wie Aufmerksamkeit ab. Bei den Stars wie bei den Followern.

Bei den Sängern wird im Netz vor allem dem guten Leben gefrönt, und das Vorbild ist mal

wieder Anna. Netrebko. Die bringt es mit ihrer frank und frei nach aussen getragenen Lebensführung auf weit über 400 000 Follower bei Instagram, das ist für eine Klassikünstlerin einzigartig. Ein Jonas Kaufmann muss sich mit 35 000 Folgern begnügen. Bei ihm geht es aber halt so treu deutsch zu: Bildchen mit Fans, ein paar Backstage-Eindrücke, Posieren im Kostüm, Produktwerbung. Ja nicht zu viel preisgeben, keine Kinderbilder, ein einziges Babyfoto mit neuer Frau, nichts von zu Hause oder aus Hotelzimmern.



Kevin Griffiths.

Plötzlich alles gesagt

Das freilich ist, folgt man der Anna-N.-Regel, das, was die Fans sehen wollen. Wobei es interessant wäre, zu wissen, ob ihre Instagram-Gemeinde identisch ist mit ihren Ticket- und CD-Käu-

fern oder ob sich hier nur die Kim-Kardashian-Armee mal eine kleine Glamour-Auszeit gönnt. *The world according to Anna*, das erscheint zumindest in ihrer Bilder- und Videokiste als ein einziges Auf und Ab von Essen, Trinken, Feiern, Einkaufen, Das-Leben-in-vollen-Zügen-Geniessen. Bunt, kosmopolitisch, ziemlich inhaltsfrei. Wenn man es nicht besser wüsste: nämlich, dass da auch eine hart arbeitende Künstlerin im Hintergrund am Werk ist.

Doch die öffentliche Anna, die zugleich eine wirklich sehr private ist, sie präsentiert sich als unersättliche Hedonistin. Dauernd in neuen, schrillen Outfits, macht sie deutlich, dass ihr alles egal ist, ihr kann keiner etwas anhaben. Ihr Instagram-Account scheint wirklich ein Fenster zur Seele zu sein.

Mal sehen, wie lange der Boom anhält. Ob sich die Verrichtungen, selbst die Probenperspektiven und Premierenapplause nicht irgendwann allzu oft wiederholen. Eine der Ersten, die den virtuellen Schritt auf die Fans zu gemacht hat, war die kluge Mezzosopranistin Joyce DiDonato. Die bloggte vieles – Tiefsinniges, Anrührendes, auch Privates. Bis sie merkte, dass sie alles gesagt hatte, dass es viel Zeit kostete. *Nice try*, gut für alle. Aber vorbei. Über 50 000 Fans folgen ihr trotzdem auf dem weitgehend geschäftsmässigen Instagram-Konto.

Kevin Griffiths meets Youtube-Stars:
Open-Air-Konzert am Vaduz-Classic-Festival.
24. August, Parkhaus Marktplatz, Vaduz

LUCERNE FESTIVAL

M A C H T

SOMMER-FESTIVAL

16. August –
15. September 2019

Ausgewählte Konzerte

26. August

Gewandhausorchester Leipzig

Andris Nelsons | Sir András Schiff

Werke von **Bartók, Debussy** und **Strawinsky**

31. August

Mariinsky Orchestra

Valery Gergiev | Leonidas Kavakos

Werke von **Debussy, Sibelius, Chausson,**
Ravel und **Schostakowitsch**

3. September

Royal Concertgebouw Orchestra Amsterdam

Tugan Sokhiev | Tabea Zimmermann

Werke von **Brahms, Bartók** und **Tschaikowsky**

11. September

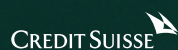
Orchestre National de France

Emmanuel Krivine | Evgeny Kissin

Werke von **Liszt** und **Mussorgsky**

**JETZT
TICKETS
SICHERN**

Hauptsponsoren



Info: lucernefestival.ch

Klassik-Sommer 2019

Die Schweizer Festivals und Open-Air-Veranstaltungen im Überblick.

Deutschschweiz, Mittelland

Lucerne-Sommer-Festival

16. August bis 15. September

Das grösste und wichtigste Klassikfestival der Schweiz steht dieses Jahr unter dem Motto «Macht». Einmal mehr ist die vierwöchige Veranstaltung ein Stelldichein der weltweit bedeutendsten Orchester und Solisten.

www.lucernefestival.ch

St. Galler Festspiele

28. Juni bis 12. Juli

Als Freilichtoper auf dem Klosterhof steht Giuseppe Verdis «Il trovatore» auf dem Programm, in der Kathedrale kommt Yuki Moris Tanzstück «Desiderium» zur Uraufführung. www.stgaller-festspiele.ch

Solsberg-Festival

7. bis 30. Juni

Festival der argentinischen Starcellistin Sol Gabetta mit Konzerten in der barocken Klosterkirche Olsberg sowie in Rheinfelden, Sulzburg (D) und St. Peter (D). www.solsberg.ch

Bodenseefestival

11. Mai bis 10. Juni

Konzerte an verschiedenen Orten rund um den Bodensee.

www.bodenseefestival.de

Ballett für alle, Zürich

22. Juni

Übertragung des Ballets «Romeo und Julia» aus dem Zürcher Opernhaus live auf dem Sechseläutenplatz. www.opernhaus.ch

Lenzburgiade

18. bis 23. Juni

Klassik und Folk im Schloss Lenzburg. www.lenzburgiade.ch

Boswiler Sommer

29. Juni bis 7. Juli

Sommer-Festival des Künstlerhauses Boswil im Kanton Aargau.

www.kuenstlerhausboswil.ch

Classic Openair, Winterthur

5. bis 7. Juli

Konzerte unter freiem Himmel im Winterthurer Rychenbergpark.

www.classicopenair.ch

Kyburgiade

8. bis 10. August

Internationales Musikfestival auf Schloss Kyburg im Kanton Zürich. www.kyburgiade.ch



Murten Classics

11. August bis 1. September

Drei Wochen Klassik im malerischen Städtchen Murten.

www.murtenclassics.ch

Classic Openair Wil SG

16. bis 24. August

Puccini – Opern-Highlights mit dem Sinfonischen Orchester Wil auf dem Hofplatz.

www.classicopenairwil.ch

Musikalische Begegnungen Lenzburg

23. August bis 8. September

Experimentelle Musik an verschiedenen Standorten in Lenzburg.

www.mbl-lenzburg.ch

Festival Kammermusik Bodensee

30. August bis 1. September

Konzert-Wochenende im Lilienberg-Zentrum ob Ermatingen.

www.kammermusikbodensee.com

Alpen-Festivals

Wallis

Verbier Festival

18. Juli bis 3. August

Enorme Dichte an Künstlern von Weltrang.

Das Verbier Festival Orchestra wird geleitet von Valery Gergiev.

www.verbierfestival.com

Musikdorf Ernen

28. Juni bis 15. September

Kammermusik-, Klavier- und Barockkonzerte in einem der schönsten Dörfer der Schweiz.

www.musikdorf.ch

Sion Festival

16. August bis 1. September

Sinfonische Musik, Kammermusik und Rezitals an verschiedenen Standorten in der Hauptstadt des Wallis.

www.sion-festival.ch



Unter freiem Himmel: Classic Openair, Winterthur

Zermatt Music Festival

1. bis 15. September

Veranstaltung rund um das Scharoun-Ensemble, eine Formation aus Mitgliedern der weltbekannten Berliner Philharmoniker.

www.zermattfestival.com

Berner Oberland

Gstaad Menuhin Festival

18. Juli bis 6. September

Hochkarätiges, von Geigengenie Yehudi Menuhin (1916–1999) gegründetes Festival im Berner Oberland. Dieses Jahr unter dem Motto «Paris – Carrefour Musical».

www.gstaadmenuhinfestival.ch

Schlosskonzerte Thun

6. bis 29. Juni — Klassik und Jazz im Rittersaal des Schlosses Thun. www.schlosskonzerte-thun.ch

Musikfestwoche Meiringen

5. bis 13. Juli

Konzerte hauptsächlich in der Michaelskirche Meiringen. www.musikfestwoche-meiringen.ch

Bachwochen Thun

17. August bis 8. September

Ein dem Komponisten Johann Sebastian Bach gewidmeter Konzertzyklus. www.bachwochen.ch

Mendelssohn-Musikwoche Wengen

17. bis 24. August

Konzertreihe in der reformierten Kirche.

www.mendelssohn-wengen.ch



(5. bis 7. Juli).

Swiss Chamber Music Festival, Adelboden

13. bis 22. September
Auftrittsplattform für die Gewinner des Orpheus-Musikwettbewerbs für junge Talente.
www.swisschambermusicfestival.ch

Festival der jungen Stimmen, Sigriswil

28. September bis 15. Oktober
Förderprojekt für junge Opernsänger aus aller Welt.
www.opernwerkstatt.com

Graubünden Engadin Festival

27. Juli bis 10. August
Das kleine, aber exklusive Festival an verschiedenen Standorten im Engadin.
www.engadinfestival.ch

Davos Festival

3. bis 17. August
Plattform für hochbegabte junge Musiker aus aller Welt. www.davosfestival.ch

Klosters Music Festival

26. Juli bis 4. August
Zwölf Konzerte unter anderen mit der Deutschen Kammerphilharmonie Bremen.
www.klostersmusicfestival.ch

Flimsfestival

Juli und August
Konzertreihe in Flims, Laax und Falera.
www.flimsfestival.ch

Domleschger Sommerkonzerte

3. bis 11. August
Kammermusik in verschiedenen Kirchen im Domleschg und in Thusis. www.dosoko.ch

Uri und Glarus

Andermatt Swiss Alps Classics
27. bis 30. Juni
Dritte Ausgabe des Klassikfestivals mit Konzerten in Vitznau, Andermatt und Altdorf. www.andermatt-classics.ch

Musikwoche Braunwald

31. August bis 6. September
Klassische Musik in der autofreien Gemeinde im Glarnerland. www.musikwoche.ch

Westschweiz

Septembre Musical Montreux-Vevay

1. bis 9. September
Eine der grössten Veranstaltungen für klassische Musik in der Schweiz.
www.septmus.ch

La Folia, Rougemont

6. bis 10. Juni — Festival für Alte Musik in der Kirche Saint-Nicolas von Rougemont.
www.festival-la-fofia.com

Lavaux Classic

13. bis 23. Juni
Konzerte im Weinbaugebiet Lavaux, dem Unesco-Welterbe am Genfersee.
www.lavauxclassic.ch

Avenches Opéra

21. bis 29. Juni
Im römischen Amphitheater wird unter dem Titel «Opéra en fête» eine Zusammenstellung von bekannten Opernmelodien aufgeführt.
www.avenchesopera.ch

Puplinge Classique Festival

20. Juli bis 1. September
Vielseitiges Festival in der Genfer Gemeinde.
www.puplinge-classique.ch

Piano à Saint-Ursanne

2. bis 11. August
Klavierkonzerte im malerischen Dorf im Jura.
www.crescendo-jura.ch

Les Jardins Musicaux

17. August bis 1. September
240 Künstler und 15 Ensembles in der Grange aux Concerts in Cernier (NE), in Biel, Lausanne, Neuenburg sowie in den Naturparks Chasseral und Doubs.
www.jardinsmusicaux.ch

Semaine Internationale de Piano, Saint-Légier

17. bis 24. August
Piano- und Kammermusikfestival in der Nähe von Vevey.
www.sipiano.com

Tessin

Ceresio Estate, Region Lugano

22. Juni bis 14. September
Musik an den schönsten Orten rund um den Luganersee. www.ceresioestate.ch

Montebello Festival, Bellinzona

4. bis 12. Juli
Musik in der mittelalterlichen Burg Montebello, die seit dem Jahr 2000 zum Unesco-Weltkulturerbe gehört.
www.montebello-festival.ch

Festival internazionale di musica organistica Magadino

5. bis 19. Juli
Konzerte auf der berühmten Mascioni-Orgel in der Kirche von Magadino.
www.organ-festival.ch

Settimane musicali Ascona

4. September bis 11. Oktober
Traditionsreiche Festspiele im Tessin.
www.settimane-musicali.ch



Die Bibel

Wo bist du?

Von Peter Ruch

Da versteckten sich der Mensch und seine Frau vor dem Herrn, Gott, unter den Bäumen des Gartens. Aber der Herr, Gott, rief den Menschen und sprach zu ihm: Wo bist du? (Genesis 3, 8b–9) Die erste Frage Gottes an den Menschen zielt auf seinen Aufenthaltsort. Der Mensch – hebräisch *adam* – hatte sich mit seiner Frau versteckt, nachdem die beiden eine Weisung Gottes missachtet hatten. Der Ort, wo Adam sich befand, war merkwürdig, und seine Befindlichkeit war angespannt. Gott war ihm fremd geworden, deshalb sein Verschwinden ins Versteck. Und auch seine Frau war ihm fremd geworden, deshalb das plötzliche Bedecken der Genitalien. Adam und Eva hatten sich von Gott und voneinander entfremdet. Und es kam noch schlimmer: Sie wurden aus dem Garten Eden ausgewiesen wie Fremde.

Die Erzählung redet vom Menschen schlechthin. Der Mensch sehnt sich nach einem Ort des Friedens und der Harmonie. Doch wir erleben Spannungen und Disharmonien. Es gibt Menschen, die dazu triftige Gründe haben, weil sie unterdrückt, im Krieg oder sonst in einer Misere leben. Aber die grosse Zahl, die äusserlich restlos zufrieden sein könnte, kennt die Entfremdung dennoch: Entfremdung von Freunden, von der Heimat, von den eigenen Angehörigen, von den Jugenderinnerungen, sogar von sich selbst beziehungsweise von dem, was man zu sein glaubte. Das stört – und ist doch keine Störung, die sich griffig therapieren liesse. Es ist vielmehr eine Grundbefindlichkeit, der wir Menschen ausgesetzt sind. Unter denen, die davon am heftigsten betroffen sind, findet man nicht wenige, die in der Kultur oder sonst wo Aussergewöhnliches geleistet haben.

Gesellschaftliche Missstände und psychische Krankheiten gibt es. Aber die Entfremdung ist nicht mit Umwälzungen oder mit Psychotherapien zu beseitigen. Sie deckt vielmehr eine grundsätzliche Kluft zwischen dem ersehnten Sein im Paradies und dem realen Dasein auf. Diese Kluft sein zu lassen, ist ein kostbares Stück Lebenskunst. Und immerhin *bewahren* die Kerubim den Weg ins Paradies (Vers 24).

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Weltberühmt? Die? Steve Coogan (l.) und John C. Reilly sind Stan & Ollie.

Kino

Und der Bajazzo weint dazu

Elegisches Porträt des genialen Slapstick-Duos Stan Laurel und Oliver Hardy, besetzt mit exzellenten Mimen. Aber wer kennt die zwei noch? Von Wolfram Knorr

In meiner Kinderzeit waren sie «Dick und Doof». Ihre Filme liefen verstümmelt im Kino, später auch auf der Mattscheibe («Väter der Klamotte») mit dämlichen Kommentaren zugespanscht. Im Gegensatz zu Buster Keaton und Charlie Chaplin blieb das fantastische Œuvre von Stan Laurel und Oliver Hardy Billigfutter für die lieben Kleinen. Erst in den 80er Jahren wurden sie entdeckt, das Material originalgetreu präpariert und rekonstruiert. Und auf einmal entpuppten sich ihre Filme als Meisterwerke radikaler Anarchie, des Absurden und Surrealen. Filmhistoriker William K. Everson («The Art of W. C. Fields») meinte allen Ernstes: «Laurel und Hardy sind mindestens doppelt so gut wie Charlie Chaplin.» Samuel Beckett liess sich bei seinen «Warten auf Godot»-Figuren Wladimir und Estragon vom Slapstick-Duo inspirieren.

24 Jahre standen Stan Laurel (1890–1965) und Oliver Hardy (1892–1957) gemeinsam vor der Kamera, 1927 zum ersten Mal, 1951 zum letzten Mal. Wirklich korrekt sind die Angaben nicht; schon 1917 traten sie, mehr zufällig, gemeinsam auf, und später hatten sie mehrere Gastauftritte (mit John Wayne in «The Fighting Kentuckian», 1949). Ihr Werk, meist Zwei- und Dreiakter, umfasst etwa 107 Filme (davon 27 Langfilme), gesichert ist die Zahl nicht. Vieles ist verschollen. Bei Hal Roachs Slapstick-Schmiede

waren sie unter Vertrag, zunächst getrennt. Roach hatte den Einfall, sie zum Gespann zu machen: Oliver plump, mit federnder Beweglichkeit und Hitlerbärtchen im knolligen Gesicht, und Stan, schüchtern, schwächling und verschmitzt, angepasst bis auf sein widerborstiges Haar. Die DNA ihrer Komik war ein kindlicher Zerstörungsimpuls bei gleichzeitigem Bammel vor Autoritäten (besonders vor ihren Frauen). Alles wird zum Opfer ihrer anarchischen Gelüste.

Zuweilen nahmen die Filme prophetische Züge an. In «Two Tars» (1928) werden Autokult und Staustress vorweggenommen, in «The Music Box» (1932), mit einem Oscar prämiert, der «Mythos von Sisyphos» und in «Me and My Pal» (1933) der Game-Wahn. Das Einzige, was sich Laurel & Hardy vorwerfen liesse, war ihre viel zu grosse Selbstbescheidung. Stan war der Kreative, der mit gewagten, surrealen Einfällen experimentierte, aber bald das Erreichte nur mehr pflegte. Vielleicht liegt hier die Ursache, warum sie von der Kritik lange nicht anerkannt wurden. An einer intellektuellen Reputation war ihnen (im Gegensatz zu Chaplin und Keaton) nicht gelegen.

Das britische Biopic «Stan & Ollie» von Jon S. Baird («Filth») und seinem Autor Jeff Pope («Philomena») erzählt – wie ein Endspiel – von einer Bühnentour durch England, mit der

sie sich gegen das Vergessen stemmen. Mit John C. Reilly als Ollie und Steve Coogan als Stan ist das zwar glänzend besetzt, aber es fehlt an Hintergrund. Der Film beginnt mit den Dreharbeiten zu ihrem legendären, besten Langfilm, «Way Out West» (1937), bei dem es zum Konflikt mit Produzent Hal Roach kommt. Laurel und Hardy verlangen einen neuen Vertrag, eine Angleichung an Kollegen wie Chaplin, Keaton oder Harold Lloyd, die das Zehnfache verdienten. Die hätten aber auch die Rechte an ihren Filmen, wird ihnen entgegnet. Baird und Pope gehen nicht weiter darauf ein, verlieren auch kein Wort über den Wandel des Anarchie-Slapsticks der Stummfilmära, der mit dem Tonfilm «sanfter» Komik weichen musste. Das Duo hatte sich angepasst, was seinem Ruf nicht dienlich war. Der Vertrag mit dem windigen Promoter Bernard Delfont (Rufus Jones) für eine Bühnentour durchs ganze Königreich wirkt wie der Abschluss ihrer Karriere. Den Tatsachen entspricht das nicht. Sie hatten schon früher derartige Touren absolviert, um die Zeit bis zum nächsten Filmprojekt zu überbrücken.

In drittklassigen Hotels untergebracht, in schäbigen Häusern auftretend, wird die Reise zunächst zur bitteren Enttäuschung, bis eine Werbekampagne für volle Säle sorgt. Später gab es ein Angebot von Hal Roach Jr. für eine TV-Serie (in Farbe!). Erwähnt wird das nicht. Der Plan zerschlug sich wegen Ollies Schwächeanfällen. Trotz hinreissender Sketch-Einlagen von Reilly und Coogan wirken die beiden wie ein Wolkenkuckucks-Biedermeier-Paar, melancholisch, sanftmütig, nach dem Motto: «Das Leben ein Traum – auch ein Albtraum; das Leben ein Spiel – und der Bajazzo weint dazu.» Es fehlt an sozialer Situierung, an Charakterprofilierung, an einem soliden erzählerischen Background. So bleibt ein entbakterisiertes Biopic über zwei Clowns, zu denen sich die Millenniumsgeneration, die kaum weiss, wer sie waren, mit Recht die Frage stellen könnte: Weltberühmt? Die? «Stan & Ollie» kommt daher wie eine sanfte Frühlingböe, zufällig vor die Kamera geblasen. ★★★☆☆

Greta — Frances (Chloë Grace Moretz) findet in der New Yorker U-Bahn eine Handtasche



Unheil: Greta (Isabelle Huppert, l.).

und bringt sie der Besitzerin Greta (Isabelle Huppert) zurück. Die ist hocheifrig und lockt die ehrliche junge Finderin in ihr «Hexenhäuschen». Dort entdeckt diese bald im Schrank von Greta Dutzende solcher Taschen – und Frances dämmert Unheil, zu spät. Die Hexe hat die Gretel geschnappt und öffnet den «Ofen». Das Psychothriller-Märchen von Neil Jordan («Michael Collins») ist spannend, die Story aber dann doch zu unglaubwürdig. Nur für Fans von Isabelle Huppert ein höllisches Vergnügen. Seit Claude Chabrols «Violette Nozière» (1978) ist sie unerreicht als eiskaltes Biest. Nicht zufällig hat sie auch der bekennende Misanthrop Michael Haneke eingesetzt («Happy End», 2017). Sie kann blicken, als seien ihre seelischen Muskeln derart verkümmert, dass nur eine gewaltige Erschütterung ihnen zu alter Kraft verhelfen würde. Aber was könnte Greta erschüttern? ★★★☆☆



Rabenschwarz: «Ray and Liz».

Ray and Liz — Spielfilmdebüt des Brit-Fotografen Richard Billingham. Ein autobiografischer Blick auf seine Armutskindheit. Gnadenlos und minimalistisch: qualmende Mom, saufender Dad zwischen Drecktapeten und zerfledderter Couch. Rabenschwarzer Humor; wohl nicht jedermanns Sache. ★★★☆☆

Knorr's Liste

1	Ash Is Purest White Regie: Jia Zhangke	★★★★☆
2	En guerre Regie: Stéphane Brizé	★★★★☆
3	Avengers: Endgame Regie: Anthony u. Joe Russo	★★★★☆
4	Shazam! Regie: David F. Sandburg	★★★★☆
5	Van Gogh: At Eternity's Gate Regie: Julian Schnabel	★★★★☆
6	Green Book Regie: Peter Farrelly	★★★★☆
7	Gateways to New York Regie: Martin Witz	★★★★☆
8	Dumbo Regie: Tim Burton	★★★★☆
9	Der Fall Collini Regie: Marco Kreuzpaintner	★★★☆☆
10	Monsieur Claude 2 Regie: Philippe de Chauveron	★★★☆☆

Jazz

Between a smile and a tear

Von Peter Rüedi

Es gibt ja diese Anforderung an die Kunst nach «Zeitgenossenschaft». Nur: Was genau bedeutet die? «... denn alles, was entsteht, ist wert, dass es zugrunde geht» ist zwar ein Satz von Mephisto. Aber wenn Lebendigkeit ein Charakteristikum von grosser Kunst ist, wie sollte sie, wo doch alles Leben sterblich ist, nicht auch ein Ende haben und aus der Zeit herausfallen? Ein anderes und paradox konträres Merkmal von grosser Kunst ist ja ihre «Zeitlosigkeit», die Dauer im Wechsel; dass jede Generation sie wieder neu liest, betrachtet, hört. Die Musik des Mannes mit dem ausladenden Namen Jean-Baptiste Frédéric Isidor Thielemans – geboren 1922 in Brüssel, gestorben 2016 daselbst, unter ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, im hohen Alter vom belgischen König mit dem Titel eines Barons geadelt – gehört gewiss in diese Kategorie, wie der eben im Jahre drei nach seinem Tod erschienene Live-Mitschnitt aus zwei Konzerten am Cully-Jazzfestival 1989 respektive 1990 beweist. Es ist das jüngste und 44. Beispiel einer Reihe, die der Schlagzeuger Peter Schmidlin als Chef des Labels TCB unter dem Titel «Swiss Radio Days Jazz Series» begründete und die seine Witwe Barbara Frei Schmidlin zum Glück weiterführt; ist sie doch insgesamt eine unschätzbare Dokumentation der Präsenz aktueller und zeitloser Jazzgrössen von Adderley bis Zoot Sims in der Schweiz.

Thielemans, dessen unvergleichliche Mundharmonika Millionen im Ohr haben, die den Musiker hinter dem Sound nicht kennen (er wirkte in Filmen wie «Asphalt-Cowboy» und «Getaway» mit und intonierte den Titelsong, den Charles Bronson in Sergio Leones/Ennio Morricones «Spiel mir das Lied vom Tod» mimte), war mit der Eleganz, dem Raffinement, und der Biegsamkeit, die er seinem beschränkten kleinen Instrument abtrotzte (ein Klang «Between a smile and a tear»), mit seinem unvergleichlichen Timing und seiner effizienten Sparsamkeit einer der ganz grossen Melodiker des modernen Jazz. In Cully trat er mit dem wunderbaren Trio von Thierry Lang auf. Ihr gemeinsamer Nenner war die Textur der Standards-Interpretationen von Bill Evans. Hinreissend. Zeitlos.



Toots Thielemans Presents the Thierry Lang Trio: Cully 1989 and 1990. Swiss Radio Days Jazz Series Vol. 44. TCB 02442



Thiel

Rechte Linke

Von *Andreas Thiel*

Linker: Ich bin dieses Links-rechts-Schemas leid.

Liberaler: Warum löst sich ein Linker, der des Links-rechts-Schemas leid ist, denn nicht von der linken Politik?

Linker: Solange es noch Rechte gibt, braucht es Linke.

Liberaler: «Rechte» existieren nur als Feindbild von Linken.

Linker: Umgekehrt gilt das doch genauso.

Liberaler: Nein. Alle Linken berufen sich in irgendeiner Form auf Karl Marx. Als «Rechte» bezeichnen sie einfach alle, die nicht links sind, und meinen damit aber sowohl die Liberalen wie auch die Konservativen, Bauern genauso wie Bauunternehmer, Banker, Fabrikanten, Handwerker, Viehzüchter und so weiter und behaupten erst noch, die würden sich alle irgendwie auf «Adolf Hitler» berufen. Seltsamerweise beruft sich aber keine dieser Gruppierungen in irgendeiner Weise auf Adolf Hitler. Die Linken versuchen da krampfhaft, ein Feindbild aufrechtzuerhalten, das sie als Linke legitimieren soll.

Linker: Die Nationalsozialisten waren nun mal rechts.

Liberaler: Aus liberaler Sicht ist der Nationalsozialismus bloss eine Variante des Sozialismus. Das heisst, die Konkurrenz zwischen Sozialismus und Nationalsozialismus ist eine interne.

Linker: Das ist eine unhaltbare Behauptung. Der Nationalsozialismus ist der grösste Feind des Sozialismus.

Liberaler: Na und? Der grösste Feind der Schiiten sind auch die Sunniten. Obwohl sich beide gegenseitig als Ungläubige bezeichnen, handelt es sich bei beiden um Varianten des Islam. Mit dem Sozialismus und dem Nationalsozialismus verhält es sich genau gleich.

Linker: Das ist eine Beleidigung sowohl des Sozialismus wie auch des Islam.

Liberaler: Na ja, wenn Karl Marx mit Mohammed im Bett erwischt wird, dann ist das für beide peinlich.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Ein bisschen Optimismus

Schwergewichte der Schweizer Politik und Wirtschaft an der 48. Economic Conference; Weinhändler Vergani landet einen Coup.

Von *Hildegard Schwaninger*

Die Progress Foundation hat sich das Motto «Fortschritt und Freiheit» auf die Fahnen geschrieben. Präsident des Stiftungsrates ist der emeritierte NZZ-Wirtschaftschef **Gerhard Schwarz**, Vizepräsident der bis vor kurzem emeritierte Bankier **Konrad Hummler** (jetzt als VR-Präsident der Private Client Bank AG wieder im Geschäft); veranstaltet werden Economic Conferences, wo (mehr oder weniger) interessante Referenten Vorträge halten, ehe dem Auditorium das Wort zur Debatte erteilt wird. Manche der anwesenden Alt-CEOs nützen das, um ausführlich ihre Meinung kundzutun – glücklich, vor Leuten zu reden, die ihnen wieder einmal zuhören. Dann gibt es einen grosszügigen Apéro riche, wo man sich bei einem Glas Wein über Gott und die Welt (und die Schrecken der Politik und der schlimmen Zeiten) unterhalten kann.

Letzten Freitag war der Welttag der Pressefreiheit, und da passte das Thema der 48. Economic Conference: «Kriselnde Medien – gefährdete Demokratie». Referentinnen waren zwei intellektuell hochstehende Frauen, die Amerikanerin **Ann Marie Lipinski**, Kuratorin der Nieman Foundation for Journalism in Harvard (die ihren Vortrag auf Englisch hielt), und **Dr. Susanne Gaschke**, Publizistin aus Kiel. Das Ergebnis war ernüchternd: Fake News sind in den Demokratien Staatsfeind Nummer 1, Medien und Publikum sind einander entfremdet et cetera. Beide zeichneten ein eher pessimistisches Bild. Was Konrad Hummler,

der als Freisinniger und Unternehmer die Fahne des Optimismus hochhalten muss, dazu ermunterte, als Erster in der Diskussionsrunde ein Statement abzugeben, das den grauen Grundton der Vorträge dann etwas erhellte.

Dass im kleinen Saal des «Metropol» gleich zwei Schwergewichte der Schweizer Politik und Wirtschaft sass – **Christoph Blocher** und **Walter Kielholz** –, erfüllte Gastgeber Hummler mit Stolz. Ausserdem sah man Finanzier **Peter Friedli** (Venture Capital), den freischaffenden Wirtschaftsphilosophen **Thomas Held** sowie **Ariel Sergio Goekmen** von der Schroder-Bank, dessen Frau **Tatyana Davidoff** (Goekmen-Davidoff-Stiftung) viel Farbe in die (fast reine) Männergesellschaft brachte.

Ganz einen grossen Fisch hat sich die Progress Foundation für die 50. Economic Conference im Frühjahr 2020 an Land gezogen: den Präsidenten der Schweizerischen Nationalbank, **Thomas Jordan**. Er wird über «grundlegende Fragen der monetären Ordnung» sprechen. Was den in Ehren ergrauten Männern, die einmal grosse CEOs waren, wieder Gelegenheit geben wird, ihre spannende Weltsicht vor Publikum kundzutun.

Laut **Gianni Vergani**, Weinhändler in fünfter Generation, war es eine der spannendsten Ausschreibungen überhaupt, und dass er sie gewonnen hat, war laut seinem Vater, **Reto Vergani**, des Sohnes «Meisterprüfung». Die Firma Vergani bekam den Zuschlag, die 22 «Mo-



Fast verliebt

Ohne Liebe leben

Von *Claudia Schumacher*

Neulich telefonierte ich mit einer Frau Anfang zwanzig, die mir erzählte, sie sei «aromantisch». Noch nie habe sie sich verliebt – und gedenke auch nicht, das je zu tun. Damals in der Schule, als ihre Teenager-

freunde anfangen, sich zu verknallen, sei sie nüchtern geblieben und habe nicht verstanden, was mit denen passiere. Mittlerweile sei ihr klar, dass romantische Liebe einfach nicht ihr Ding sei. «Menschen wie ich werden gerne pathologisiert», sagte sie, «aber mir fehlt nichts.» Sie sei gerne allein. Eine Einzelgängerin sei sie deshalb nicht, sie treffe sich gerne mit Freunden und wohne in einer WG. Nur ein Verschmelzungsbedürfnis, eine Zweierfantasie vom Glück: Das habe sie nicht.

Der Begriff der «Aromantik» kursiert seit ein paar Jahren vermehrt in den Sozial- und Geisteswissenschaften. Es gibt keine genauen Zahlen dazu, wie viele Menschen in der Schweiz sich als aromantisch verstehen, sie sind aber die Ausnahme von der Regel. Mir war das Konzept neu – und es verblüfft mich, bin ich doch selbst so anders gestrickt. Man stelle sich nur mal vor, was alles wegfällt, wenn man



«Fortschritt und Freiheit»: Präsident Schwarz.



«Kriselnde Medien»: Kuratorin Lipinski.



Luca, Flavia, Reto, Jolanda und Gianni Vergani (v.l.).

lino»-Restaurants der Schweiz mit italienischen Weinen zu beliefern. Ein Mega-Deal mit einem stattlichen Volumen. Laut Vergani war dieser Wettkampf seit bald einem Jahr Stadtgespräch in Schweizer Gastro- und Weinhändlerkreisen. Seit dem 1. Mai beliefert Vergani exklusiv die «Molino»-Restaurants, die der Migros gehören. Sie florieren vor allem in der Westschweiz. Aushängeschild in Zürich ist das «Frascati» an der Seepromenade, gefeiert wird der Deal mit einem Familienfest in der «Molino»-Pizzeria am Stauffacher, die ab sofort «Pizzeria Ristorante Molino & Vergani 1892» heisst.

Geschäftsführer Gianni Vergani ist überwältigt, «dass wir diesen Auftrag bekommen haben – für uns als italienische Weinspezialisten war Molino eine erstrebenswerte Gruppe», aber er ist auch selbstbewusst: «Wir haben überzeugt mit der Tradition unserer Firma, die es seit 1892 gibt, und mit unserer leidenschaftlichen Italianità.» Die wird im Hause Vergani gepflegt: Die Familie ist das Wichtigste; alles, was italienisch ist, ist *bellissimo*. Den Grundstein für das Vergani-Imperium legten Carlo und Adele Vergani, die 1890 aus Bergamo in die Schweiz einwanderten. Der Vater begann als Maurer und hat – laut Familiensaga – beim Bau des Zürcher Stadttheaters (heute Opernhaus) geholfen. Wer jetzt denkt: «Se non è vero, è ben trovato», irrt; die Familiengeschichte wurde zum 125-Jahr-Jubiläum aufgearbeitet, alles ist dokumentiert. Daneben importierte Carlo Vergani Weine aus Italien und verkaufte sie an seine Freunde. Heute ist die *enoteca e grapperia* der Verganis ein Titan im italienischen Weinhandel; die sechste Generation steht schon in den Startlöchern.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

sich nicht verliebt! Das Herzklopfen, das Bangen, der Paarungsreigen, die Selbstzweifel, der niederschmetternde Liebeskummer – oder das Triumphgefühl der Eroberung. Und dann wird man womöglich ein Paar und setzt sich mit dem anderen auseinander – und mit sich selbst. Vielleicht beides manchmal mehr, als einem lieb ist. Wer sich nicht verliebt, spart viel Zeit und ist weniger abgelenkt. Wer sich nicht verliebt, wird auch nicht allzu eifersüchtig – kennt aber das spezielle Rauschgefühl nicht, das ein geliebter Mensch bei einem wecken kann. Aromantiker feiern keine Hochzeit, und sie sparen garantiert die Kosten für die Scheidung.

Lieben oder Nichtlieben: Was ist besser? Die meisten von uns sind sich wohl einig: Liebe ist das schönste Gefühl der Welt. Einen bewiesenen Grund für das Gefühl gibt es aber nicht, weder aus naturwissenschaftlicher noch aus

psychologischer Sicht. Die Aromantiker mögen wenige sein, aber sie haben prominente Fürsprecher. Für Schopenhauer war die Liebe nur die trickreiche Gehilfin der Evolution, die uns zum Kinderkriegen bringt – romantische Liebe als Illusion, der Mensch als Sklave der Fortpflanzung. Für Buddha war romantische Liebe eine Form der Abhängigkeit, die auch viel Ärger macht und deshalb überwunden werden sollte. Klingt abwegig? Für mich persönlich schon. Aber vielleicht hat es etwas Entspannendes, manchmal an die Aromantiker zu denken, wenn die bessere Hälfte einen ärgert, man gerade keinen Partner findet oder sich vor lauter Verknalltheit selbst vergisst: Manche Leute kommen auch wunderbar ohne den ganzen Zirkus zurecht. Vielleicht ist die Liebe ja gar nicht so wahnsinnig wichtig, wie sie manchmal tut?



Unten durch

Barfussarzt

Von Linus Reichlin

Gestern sah ich in der Bio-Bäckerei eine ganz deutlich schönheitsoperierte Frau. Es ist bei ihnen ja immer ganz deutlich, so dass man sagen kann, dass die Schönheitschirurgie als medizinische Disziplin vollkommen gescheitert ist. Diese Frau hatte sich nicht für teures Geld einem Wangenaufbau mit Eigenfett unterzogen, damit jeder dahergelaufene Idiot – in diesem Fall ich – bei ihrem Anblick denkt: «Die Brüste hätte sie sich auch noch gleich aufblasen lassen können!» Sie hatte gehofft, dass ihr Gesicht durch den Lipotransfer einen jugendlicheren Ausdruck bekommt, und zwar ohne dass der Wirkung die Ursache aus zehn Meter Distanz anzusehen war. Doch die Chirurgie hatte versagt, und nun schwoll, als die Frau die Bio-Bäckerei betrat, unter den anderen Kunden ein wahres Gedankengewitter an. Aber keiner dieser Gedanken enthielt die von der Frau sehnlichst erwünschten Worte «attraktiv», «jugendlich» und «frisch», sondern nur die Worte «Skalpell», «Brasilien» und «mangelndes Selbstwertgefühl». Letzteres versuchte die Frau zu kompensieren, indem sie das dunkelste Brot kaufte, das im Angebot war, ein Fünfkornbrot aus vermutlich mit Delfinkacke gedüngtem Getreide. In der Bio-Backstube ist der Delfin ein heiliges Tier, von dem man allenfalls den Kot essen darf – der Mensch ist nicht würdig, das Delfinfilet zu verzehren, denn er verschmutzt die Weltmeere.

Jedenfalls sahen die rotlackierten Fingernägel der Operierten auf dem schwarzen Brot gut aus, wie ich fand, es war bestimmt das Werk des Nagelstudios Girly Beauty Lounge nebenan. Ich war sicher, dass diese Frau zwischen ihrem Chirurgen und dem Nagelstudio hin- und herpendelte. Wahrscheinlich steckte sie manchmal nach einer Halsstraffung oder einem Mini-Facelift, noch halb betäubt von der Lokalanästhesie, ihre Finger in den UV-Nagelgeltrockner der Girly Beauty Lounge und nutzte den Schmerz, den die leistungsstarken 80-Watt-Trocknungslampen im Nagelbett verursachen, um wieder ganz zu sich zu kommen, damit sie hinterher beim Bio-Bäcker nicht versehentlich das einzige Weissbrot kaufte, das der Bäcker in einem Akt

»» Fortsetzung auf Seite 62

der Gnade anbot. Ich sagte mir: «Was geht dich diese Frau an, kauf dein eigenes Weissbrot und verschwinde.» Aber das ist es ja: Die Schönheitschirurgie macht uns alle zu Zeugen ihres Scheiterns. Das ist kein stilles Scheitern, das ist ein schreiendes Scheitern, das sich in aller Öffentlichkeit abspielt, vor den Augen von Kindern. Schon die Dreijährigen spüren beim Anblick eines schönheitsoperierten Menschen instinktiv, dass mit diesem Gesicht etwas nicht stimmt. Ihnen fehlen nur die Worte, um es so treffend zu formulieren wie die Online-Zeitung *Ohmymag* in einem Artikel über prominente Operierte: «Selbst nach ein paar Eingriffen ist Nicole Kidman immer noch eine sehr schöne Frau.» Was, so frage ich, würde man von der Fachdisziplin der Herzchirurgie halten, wenn jemand sagen würde: «Selbst nach vier Bypassen ist Bill Clinton immer noch nicht ernsthaft krank»?

Als die Frau das schwere Fünfkornbrot mit der typischen starren Mimik von Schönheitsoperierten und Bio-Brot-Käufern zu ihrem Mercedes-Cabriolet trug, wusste ich auch genau, wem sie es brachte: ihrem Schönheitschirurgen, für den Geld schon längst jede Bedeutung verloren hat. Er lässt sich nur noch in Naturalien bezahlen, das gibt ihm das gute Gefühl, ein Barfussarzt zu sein, der seine medizinischen Kenntnisse für eine gute Sache einsetzt. Er hat vor, mit 55 seine Klinik zu verkaufen und danach in Indien Leprakranke zu behandeln. Er hatte das schon mit 35 vor, damals wollte er es mit 45 tun, und wenn er 55 ist, wird er vorhaben, es mit 65 zu tun, aber das spielt keine Rolle: In der Schönheits-Chirurgie zählt allein der gute Vorsatz. Und das, wie gesagt, ist unüberschbar.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Der frische Blick der Quereinsteigerin

Von Peter Rüedi

Die Weine von Patricia Ortelli, die vor einem Vierteljahrhundert als Studentin der Archäologie zu ihrem Weingut hinter den provenzalischen Bergen gekommen war wie die Jungfrau zum Kind, sind das Gegenteil von allem, was das Vorurteil mit provenzalischen Weinen assoziiert.

Und dabei doch der präzise Ausdruck des Terroirs der kalksteinhaltigen, auf 400 Metern über Meer relativ hoch gelegenen, vom Mistral überbrausten Böden ihres Château La Calisse. Die zwölf Hektaren liegen im nördlichen Teil der Coteaux Varois, fünfzehn Kilometer nördlich von Brignoles oder, für alle, die meine geografische Ignoranz teilen: einfach ungefähr achtzig Kilometer landeinwärts von der Côte d'Azur. Madame übernahm das Gut in ferner Jugend und mit deren Unternehmungsmut und der Initiative einer Quereinsteigerin, die das neugierige Auge für die Chancen eines Neubeginns und die Unbeschwertheit gegenüber verstockten Urväter-Usanzen hatte respektive die frische Intelligenz, zwischen sinnvollen

Traditionen und hinderlichem Ballast zu unterscheiden. Zu Letzterem gehörte die Organisation der Reben auf ihrem Gelände. Die waren von West nach Ost angeordnet. Patricia Ortelli pflanzte neu an und drehte die Zeilen von Nord nach Süd, erneuerte alte Drainagen. Respektvoll übernahm sie von den Altvorderen die Vorliebe für lokale Rebsorten wie Rolle, Clairette und Grenache blanc. Zumindest bei den Weissen. Zwar macht sie neben den in der Provence obligaten Rosés inzwischen bemerkenswerte Rotweine, sogar auf zwei Dritteln ihrer zwölf Hektaren.

Der mit dem Namen «Terres» trägt sein Programm im Namen: viel Substanz und doch eine tänzerische Leichtigkeit, viel Frucht, aber die vertieft in einer ausgeprägten Erdigkeit. Bei Weinen wie diesem scheut sie keineswegs Sorten wie Syrah oder Cabernet Sauvignon, bei einem anderen arbeitet sie gar mit Merlot. Aber *au fond* sind diese Kalkböden Weissweiland. Die Cuvée, die schlicht ihren Namen trägt, «Patricia Ortelli blanc», ist ein fabelhaft eigenständiger Weisser: knackig, originell, hocharomatisch (Jasmin, weisse Früchte, Pfirsich), sehr frisch (kein biologischer Säureabbau, spürbarer Kalkeinfluss); dennoch am Gaumen mit erstaunlicher Fülle und langem Atem. Starke Mengenbeschränkung im Weinberg (30 bis 35 Hektoliter pro Hektare), keine Herbizide. Auch im Keller strikte Befolgung des Bio-Pflichtenhefts: keine Zuchthefen zum Beispiel, keine nachträgliche Schönung, Ausbau im Stahltank. Kurz: eine helle Freude. Zu einem für einen weissen Provenzalen stattlichen, angesichts der Mengenbeschränkung (5000 Flaschen) allerdings auch angemessenen Preis.

Coteaux Varois en Provence Château La Calisse
Patricia Ortelli blanc, 12,5%. Weinhandlung am Küferweg, Seon. Fr.27.-. www.kueferweg.ch



Salz & Pfeffer

Allein am Herd

Von David Schnapp

Alleinköche sind eine besondere Spezies. Wolfgang Kuchler im «Schäfli», Wigoltingen, oder Nik Gyax im «Löwen», Thörigen, sind legendäre Beispiele der jüngeren Schweizer Gastronomieggeschichte. Sie standen oder stehen meist allein am Herd, ihre

Küche ist oder war dennoch auf höchstem Niveau. Kürzlich war ich bei einem jungen Mann zu Gast, der die Disziplin Alleinkoch in einer speziellen Umgebung pflegt. Christoph Oliver Aebersold betreibt das «Uniquisine-Atelier» in Stansstad. Das Lokal ist in einer Wohnung untergebracht und bietet eher die Atmosphäre eines Essens bei Freunden als ein herkömmliches Restauranterlebnis. Der Koch nennt sich konsequenterweise nur Christoph Oliver, weil er mit seinen Gästen *per du* ist. Er hat durchaus Erfahrung in Küchenteams gesammelt, unter anderem bei Nenad Mlinarevic oder Roland Jöhri, ist aber heute der Meinung, dass Spitzengastronomie neue Wege gehen muss.

Als Gast verzichtet man auf nichts, eine Reservation ist obligatorisch, es wird zwar nur ein Menü serviert, aber auf Spezialwünsche nimmt Christoph Oliver Rücksicht, er ruft jeden Kunden vor dem Essen an. Die Weinkarte ist klein, aber auf Wunsch wird jede Flasche

innert zweier Tage besorgt. Das Essen präsentiert sich als moderne, leichte Spitzenküche, beste Produkte, perfekt zubereitet und sinnvoll kombiniert.

Rohe Jakobsmuschel mit eingelegter Zwiebel, Avocado, Korianderöl und Maischaum sorgt für ein wunderbares Mundgefühl, lediglich das Säureniveau wirkt hier etwas zu niedrig. Hervorragend schmeckt die Lachsforelle, als Tatar in Rettichscheiben verpackt, oder der in Nussbutter angebratene Seeteufel mit Erbsen. Der Hauptgang ist klassisch, aber sanft modernisiert: Das Kalbsfilet mit Morcheln, Spargeln, Petersilienpüree und Kartoffel-Espuma ist von einem Mann allein gekocht, schmeckt aber dennoch ausgezeichnet.

Uniquisine-Atelier, Stanserstrasse 23, Stansstad.
Tel. 041 610 78 78. Donnerstags bis samstags geöffnet.
www.uniquisine.ch

David Schnapp ist Autor beim Gault & Millau-Channel.

**Für Julian, bei dem
Hopfen und Malz nie
verloren sind.**



**Finde aus über 500 Biersorten
genau deine.**

coop

Für mich und dich. Und Julian.



Mit Empfang bei **Oberst Christoph Graf**
35. Kommandant der Päpstlichen
Schweizergarde im Vatikan.



VIP-Reise «Musica e Arte Sacra»

Rom sehen und hören

Geniessen Sie bekannte Werke der sakralen Musik auf höchstem Niveau im ehrwürdigen Rahmen der römischen Basiliken. Ein exklusiver Empfang bei der Schweizergarde und die päpstliche Generalaudienz machen die 6-tägige Reise zum einmaligen Kultur- und Musikerlebnis.

Gleich nach unserer Ankunft in der Ewigen Stadt werden wir an der Porta Sant'Anna vom Kommandanten der Schweizergarde persönlich empfangen. Wir besichtigen das Quartier des Söldnerheeres, dessen Aufgabe es ist, die Sicherheit des Papstes zu gewährleisten. Ein Gardist begleitet uns zum Abendessen in einer Trattoria.

Mit Mozarts Krönungsmesse im Petersdom beginnt der zweite Tag, gefolgt von einer heiligen Messe. Am Nachmittag besuchen wir die Basilika Santa Maria sopra Minerva mit Kunstwerken von Michelangelo und Bernini. Nach dem Abendessen lauschen wir Bruckners Sinfonie Nr. 3 mit den Wiener Philharmonikern in der päpstlichen Basilika Sankt Paul vor den Mauern.

Am dritten Tag haben Sie die Wahl zwischen zwei fakultativen Ausflügen: Steht Ihnen der Sinn nach den Kunstschätzen in der Villa Borghese, oder erkunden Sie lieber das antike Rom im Forum Romanum und im Kolosseum? Den Abend lassen wir mit Beethovens 9. Sinfonie in der päpstlichen Basilika Sankt Paul ausklingen.

Im weiteren Verlauf der Reise werden Sie akustisch unter anderem mit Beethovens Messe in C-Dur und Bruckners «Te Deum» verwöhnt. Den musikalischen Abschluss bildet ein Chorkonzert in der Basilika Santa Maria Maggiore. Zu den weiteren Höhepunkten zählt der Besuch des mittelalterlichen Trastevere-Viertels und des einstigen jüdischen Gettos nördlich des Tibers.

Auf einem Rundgang durch Roms Altstadt erleben Sie die berühmten Sehenswürdigkeiten – etwa die Spanische Treppe, das Pantheon oder den Trevibrunnen. Eine Weinprobe mit Imbiss in einer Enoteca steht ebenfalls auf dem abwechslungsreichen Programm.

Den unvergesslichen Schlusspunkt bildet die päpstliche Generalaudienz auf dem Petersplatz, an der Sie als Teilnehmer des Festivals der Musica e Arte Sacra von Papst Franziskus speziell begrüsst werden.

Das detaillierte Reiseprogramm und ein Anmeldeformular finden Sie unter www.weltwoche.ch/platin-club

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise, 13. bis 18. September 2019
«Musica e Arte Sacra»

Reiseleistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Rom–Zürich
- Luftverkehrssteuer, Flughafen- und Sicherheitsgebühren
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- Fünf Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im 4-Sterne-Hotel in Rom
- Abendessen mit einem Schweizergardisten
- Abendessen in einem ausgewählten Restaurant
- Weinprobe mit Imbiss in einer Enoteca
- Besuch der Schweizergarde und persönlicher Empfang
- Konzerte, Ausflüge, Rundgänge und Besichtigungen laut Programm, inkl. Eintritte
- Teilnahme an der Generalaudienz auf dem Petersplatz mit spezieller Begrüssung durch den Papst
- Qualifizierte Reiseleitung

Preis:

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 2480.– p.P. im DZ
Für Nichtabonnenten: Fr. 2780.– p.P. im DZ
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 500.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über
Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an
info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club



Auto

Überraschung in Lindgrün

Der Toyota RAV4 ist das meistverkaufte SUV der Welt. Das neue Modell des Klassikers zeigt, warum das so ist. *Von David Schnapp*

Von manchen Autos werde ich überrascht, weil ich den Schlüssel zum nächsten Testfahrzeug entgegennehme und mal schaue, was da kommt. Kürzlich wurde mir der Schlüssel zum neuen Toyota RAV4 übergeben, das familientaugliche SUV aus Japan war mir bisher als eher unscheinbares Allradfahrzeug mit kompakten Ausmassen ein Begriff. Anscheinend wollte man das bei Toyota ändern, herausgekommen ist ein Auto, das einen mit seinen scharfen Ecken und Kanten zweifellos in Erinnerung bleibt.

Mein Testwagen ist in «Urban Khaki» lackiert – ein schönes Lindgrün, dazu schwarze Akzente an der Karosserie. Das macht sich recht gut im urbanen Dschungel. Auch das Interieur und vor allem das Cockpit wurden überarbeitet, es wirkt jetzt gut gestaltet und führt den robusten äusseren Eindruck mit grossen Tasten oder solidem, wertigem Kunststoff im Innern weiter. Das Platzangebot schliesslich wirkt grosszügig, hinten sitzt es sich bequem, und der Kofferraum ist trotz

der Batterie für den Hybridantrieb ausreichend gross.

Genuss ohne Reue

Das meistverkaufte SUV der Welt verspricht ausserdem Genuss ohne Reue. Es ist zwar ein robustes, vollwertiges Allradfahrzeug, aber dank der Hybrid-Technologie, die Toyota in jahrelanger Arbeit zur Perfektion verfeinert hat, benötigt der RAV4 weniger Treibstoff als ein vergleichbares Fahrzeug mit Turbo-Dieselmotor: 4,4 Liter Benzin verbraucht der Hybrid auf 100 Kilometer auf dem Prüfstand, das ist ein phänomenaler Wert.

Im Alltag erreicht man mit zurückhaltender Fahrweise aber problemlos einen Wert unter 5 Litern. Und kombiniert leistet das Hybridsystem immerhin 222 PS, das reicht für entspanntes Vorwärtkommen und einen kleinen Zwischenspur, wenn es die Situation erfordert.

In der Ausstattungslinie Premium ist der RAV4 ein hochwertiges Allradfahrzeug mit angenehm hoher Sitzposition und allem, was

heute zum guten Ton gehört: elektrisch verstellbare Ledersitze, kabellose Aufladung für Mobiltelefone, schlüsselloser Zugang, eine Heckklappe, die sich per Fussbewegung unter der hinteren Stossstange öffnen lässt, sowie Assistenzsysteme, die das Auto Abstand und Spur halten lassen.

Das macht das Fahren entspannt, und weil das Zusammenspiel von Vierzylinder-Benzinmotor und Elektroantrieb so reibungslos funktioniert, ist der RAV4 ein ausgezeichneter Cruiser. Beim Beschleunigen dreht das stufenlose Getriebe zwar hörbar hoch, aber im Vergleich zu früheren Modellen mit dieser Technologie klingt auch dies jetzt angenehm unspektakulär.

Kurz, der Toyota RAV4 hat mich deshalb überrascht, weil er in der fünften Generation stark verändert wurde und jetzt durchaus zeitgeistig cool wirkt, dabei aber bewährte Tugenden wie das Antriebsprinzip erhalten blieben.

Toyota RAV4 Premium

Leistung: 222 PS/163 kW; Hubraum: 2487 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h
0–100 km/h: 8,1 sec; Verbrauch (EU-Norm): 4,4 l/100 km
Preis: Fr. 50 700.–; Testwagen: Fr. 56 600.–



Tamaras Welt

«Die Welt ist gegen uns Frauen»

Unsere Benachteiligung ist allgegenwärtig. Wenn Produkte von Männern designt sind, können die Folgen für Frauen sogar tödlich sein. Hätte ich doch vor 200 Jahren gelebt. *Von Tamara Wernli*

Man stösst ja immer wieder auf Kurioses. Mein neustes Fundstück ist ein *Blick.ch*-Artikel mit dem Titel «Frausein ist ein Risiko» von vergangener Woche. Er kann in einer Epoche, da die Welt ständig besser wird und Chancengleichheit im Wesentlichen erreicht ist, nicht unwidersprochen bleiben.

Die Autorin beklagt, dass Frauen viel zu oft aussen vor bleiben. Unter anderem setzt ihr zu, dass Regale zu weit oben hängen und Verschlüsse so fest sind, dass Frau sie kaum aufbringt. Möglicherweise nutzen Geschäfte einfach ihre Raumhöhe aus? Diskriminierung wäre es nur, wenn die Wimperntusche unerreichbar wäre. Was die Verschlüsse angeht, es gibt tolle Tricks auf Youtube: «Gurkenglas überlisten».

Wie sie weiter schreibt, sind Konstrukteure und Entwickler meist männlich. An Produkten wie Werkzeug sei darum «nervig», dass sie «konsequent auf Männerhände ausgerichtet sind». Das ist wirklich ein Problem. Jedes Wochenende, wenn ich eine Wand ausspitze, denke ich: «Warum haben die bloss keinen leichteren Bohrer erfunden?» Dasselbe beim Hammer. Optimal wären fünfzig bis sechzig Gramm, damit liessen sich Nägel besser einschlagen. Als Linkshänderin und Frau bin ich zudem gleich doppelt benachteiligt.

Auch Smartphones sind problematisch. Die «coolsten» Geräte gebe es ab einer Breite von sieben bis acht Zentimetern, bei der Grösse aber sei die Kamerabedienung mit einer Hand für Frauen unmöglich. In Notsituationen könne man so nicht «schnell ein Bild schießen». Ist es eine Verschwörung der Handyhersteller? Laut dem Forschungsinstitut TNS Emnid bevorzugen 70 Prozent der Damen ein Smartphone mit mindestens fünf-Zoll-Display (Breite: 7,33 cm). Grund: Über die Hälfte benützt ihr Handy zum

Videogucken und legt offenbar – anders als die Autorin – weniger Wert auf einhändiges Fotografieren.

Alexa ist «gefährlich». Der Home Assistant reagiere vor allem auf männliche Stimmen – bei einem Notfall verheerend. Also, da weiss ich jetzt auch nicht weiter. Aber glücklicherweise besitzen neun von zehn Schweizerinnen ein «cooles» Handy, mit dem sie es hoffentlich trotz grossem Display schaffen, die Ambulanz zu rufen.

Ihr Blutdruck steigt im Medizinbereich besonders hoch, der sei «parteiisch», findet sie und verweist auf unbequeme Brustpumpen. Das wirft tatsächlich ein schlechtes Licht auf die Entwickler. Und auf Gott höchstpersönlich. Warum müssen eigentlich Frauen Kinder kriegen? Aber noch wichtiger: Was hindert sie daran, Brustpumpen zu entwickeln? Des Weiteren würden Pharmafirmen die Medikamente oft nicht auf geschlechtsspezifische Unterschiede testen. Dass Medikamente lange nur an Männern getestet wurden, stimmt. Und auch heute sind diese als Versuchspersonen noch übervertreten. Das gilt aber vor allem für die erste Testphase; Tests mit Frauen sind viel aufwendiger. Der Arzneimittelhersteller-Verband VFA betont laut Welt.de: «Medikamente, die für Männer und Frauen zugelassen werden sollen, müssen auch an beiden Geschlechtern erprobt werden.» Ein Problem sei, dass Frauen gar nicht Probandin sein wollen. Die Knacknuss könnte man doch bequem lösen, indem man Kritiker wie die *Blick*-Redaktorin per Quote zwingt, an Tests teilzunehmen.

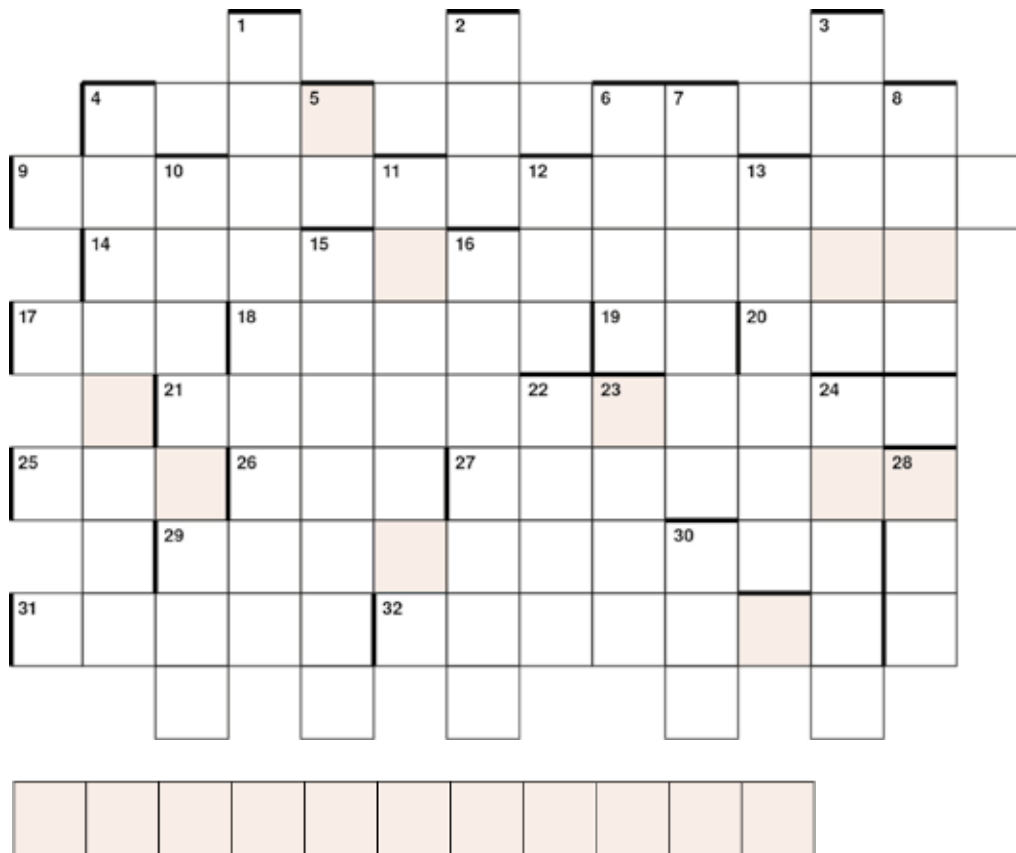
Das schlimmste überhaupt ist das Autofahren. Laut einer Studie von 2013 sei das Risiko, bei einem Autounfall zu sterben, bei Frauen um 17 Prozent höher. Das liege an Autositzen und

Kopfstützen, die für «Männer konstruiert», sowie an Crashtest-Dummys, die auf «Männerproportionen eingestellt» seien. Angesichts solch prekärer Zustände fragt man sich, warum es überhaupt noch unversehrte Autofahrerinnen gibt. Die Antwort ist einfach: Die Behauptungen sind unzutreffend. Gemäss einer Statistik der Beratungsstelle für Unfallverhütung (BfU) ist bei Personenwageninsassen die Wahrscheinlichkeit, getötet zu werden, bei Männern zirka dreimal so hoch wie bei Frauen. Die Anzahl Todesfälle auf 10 000 Personenschäden betrug letztes Jahr bei Männern 120, bei Frauen 42. Auch beim fahrleistungsbezogenen Risiko haben Männer laut BfU im Personenwagen ein dreimal höheres Risiko, tödlich zu verunfallen.

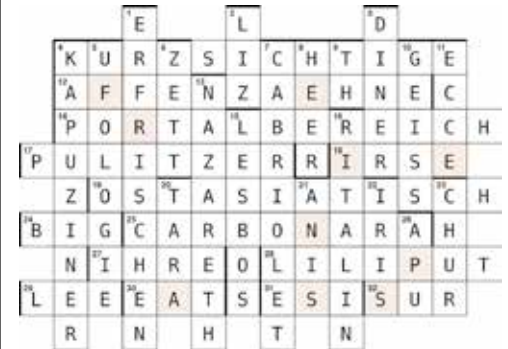
Autositze und Kopfstützen sind geschlechtsneutral konstruiert. «Gurten, Sitze und Kopfstützen sind auf eine Körpergrösse von 1,50 bis etwa 2 Meter ausgelegt. Sie müssen aufeinander abgestimmt und einstellbar sein», erklärt Jürg Reinhard, Projektleiter Test beim TCS. Ein viel grösseres Problem sei, dass Autos für Menschen bis etwa vierzig Jahre konstruiert werden. «Viele ältere Menschen erleiden bei Unfällen Knochenbrüche und innere Verletzungen.» Auch Dummys seien unisex und entsprächen einem Durchschnittsmenschen. Um die Extreme zu testen, gibt es Kinderdummys und solche, die kleinere Menschen repräsentieren. Das Wesentliche bei einem Autounfall seien die Kräfte, die wirkten, so Reinhard. So gesehen, müsste man also die Physik als sexistisch bezeichnen.

Man kann der Autorin keinen Vorwurf machen. Diskriminierungsdetektive sind so davon in Anspruch genommen, kleinste Unpässlichkeiten aufzuspüren, dass sie Fortschritte kaum mehr sehen. Sie sprechen von nervigem Werkzeug und zu grossen Handys wie unsereins von Naturkatastrophen und Weltkriegen. Gewiss gibt es Bereiche, in denen nicht alles perfekt ist. Nur geschieht vieles halt nicht aus diskriminierenden, sondern aus pragmatischen Gründen. Es ist nicht mehr *a man's world*.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.



Lösung zum Denkanstoss Nr. 616



Waagrecht — **4** KURZSICHTIGE **12** AFFENZAEHNE **14** PORTALBE(REICH) **17** (Joseph) PULITZER(-Preis) **18** IRSE ist die rückbezügliche Grundform zu «vamos» und wird mit H zu Hirse. **19** OSTASIATISCH **24** BIG **25** (CARBON)ARA **27** IHRE tönt wie Ire **28** LILIPUT **29** General LEE aus «The Dukes of Hazzard» **30** EAT **31** ESI: Anagramm von sie **32** SUR: franz. auf und span. Süden

Senkrecht — **1** ERFRISCHEN **2** LIZ Taylor und lizenziös = zügellos **3** DINER **4** KAPUZINER (Affen oder Mönche) **5** UFOLOGIE **6** (Es)ZETT: das scharfe S **7** CABRIOLET: franz. cabrioler = Luftsprünge machen **8** HEER **9** Die Aussprache des TH bereitet Englischanfängern Mühe. **10** GEISS: Det äne am Bergli (Volkslied) **11** ECCE: lat. «siehe da!» und Ecce-Homo (Christusdarstellung) **13** NAZARETH: INRI steht für «Jesus Nazarenus Rex Iudaeorum» **15** LESBOS **16** RITALIN **20** TARA (Reid) **21** ANIS: rückwärts Sina **22** IRIS **23** (CH)(UR) **26** APU Nahasapeemapetilon aus «Die Simpsons» und Accelerated Processing Unit

Lösungswort — **FERIENPASS**

Hilfreiche Tipps zu diesen Rätseln finden Sie auf:

www.raetselfactory.ch/weltwoche.html

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

Lösungswort — Wäscher

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **4** (RSP)[KLA](IEL)[MME]: Eckig an eckig, rund an rund, dann eckig an rund tut die Antwort kund. **9** In Japan oder Nennigkofen beheimatet. **14** Ungeplant(e) nasse Zwischenlandung oder Pipi machen hinterm nächsten Busch. **17** Palindromische Behörde, die bei Epidemie in bspw. Boston ausrückt. **18** Disgust auslösend (e.g. hier daraus bildbarer Fleck) und mittig vom Stamm abzweigend. **19** Der grosse Groszy sozusagen, andersrum designerter Aufsetzbereich in Kurzform. **20** Sie – nomen est omen – frömmelt; als mater die zarte der Meningen. **21** Nach 14 Waagrecht wahrscheinlicher Teint a là geronnene Säugerabsonderung. **25** Spherical oder geisterhaftes Fotoartefakt. **26** χ: originär das X in X-mas. **27** Z.B. in Kigali Lebender aus Chinesenlaute und bestimmtem Artikel. **29** Synonym mit «mit unpigmentierter Iris» und «ohne Tücke». **31** Ihr – listig – fehlt einer, um sie ins Korn zu werfen. **32** Arabisches Analogon zum Eligius, anfangs im Denglisch unverzichtbar.

Senkrecht — **1** Fünfte Jahreszeit oder getrennt im Winter um fünf. **2** Wird von arachnids und Servern gewoben. **3** Lässt water raus statt rein, weil falsch orientiert. **4** Entscheidend ist die Betonung: albern oder mit Überraschung in der Mitte. **5** Geht Rapper voran und monegassischer Adresse nach. **6** Verbindet kanalisiert in etwa durchschnittliches mit gefärbtem Meer; von unten nach oben mythologischer Obermacker. **7** In Bivalven zu finden und oft vor Paarhufer geworfen. **8** Im Südzipfel populäre Populistenclique, in anderer Stellung sowas wie Stellung. **10** Etwa die scharfen Schoten oder Dudelsack-Ensemble in traditionellem Outfit (alias die scharfen Schotten). **11** Namentlich stark missgünstiges, rein künstliches Element. **12** Kam bis 2006 per Einschreiben an und geht in Halbmetall aus. **13** Solchen Schleier, in Neapel fast schon doof, braucht man, um in Madrid etwas unter den Teppich zu kehren. **15** Dem ist sprichwörtlich wohl, der dies wohl tut; er macht daraus, wozu Anmerkung taugt. **16** Rippenhalter mit integriertem Fusionsreaktor. **22** Plagen Programmierer sowie Egypt in Exodus, auch als Bunny bekannt. **23** Wiegt schwer, doch Andrew ist danach fertig. **24** Alljährlich in Paris verliehenes Pendant zum deutschen Lola. **28** Zuckerrohrbrand oder verflossen. **30** Ergebnis von Temperaturkompromiss, lässt sich leicht zum Leichtbaustoff umbauen.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Calatrava Ref. 6006G
patek.com